Die Zukunft.

Berlin, den 4. Juni 1898.

Gladdy.

Die Briten, die im politischen Marktgewühl doch nicht gerade als zärtliche Schäker erscheinen, haben die auf dem Kontinent unbekannte Gewohnheit, die Familiennamen populärer Staatsmänner so abzukürzen, daß sie wie Kosenamen klingen, mit denen Verliebte einander locken und schnäbeln. In der Umgangssprache des englischen Volkes hieß Lord Palmerston Old Pam, d'Israeli Dizzy; und wenn der Familienname des jeweiligen Massenlieblings zu solcher Verniedlichung nicht geeignet war, mußte mindestens der Vorname sich in die scherzhafte Diminutivform schicken: Lord John Russell war für den gemeinen Mann von England und Wales Johnny, wie Joseph Chamberlain heute für ihn Joe ist. Nur Gladstone blieb immer Gladstone, würdig und ernst; man hat versucht, ihn Gladdy zu nennen, aber der Name wollte sich nicht einbürgern und lebte eigentlich nur im Karikaturenlande. Der, den er mit zärtlichem Schmeichellaut ehren sollte, mochte ihn nicht hören. Gladdy: Das klang so vertraulich, so plump familiär, Das paßte nicht in den Tempel, wo der Unermeßliche in seiner Gottähnlichkeit thronte. Vor dem versammelten Volk durften, namentlich in Wahlzeiten, seine Bewunderer ihn allenfalls the people's William nennen; am Liebsten aber hieß er schlicht der große alte Mann. In dem steifen Puseyiten war kein Fünkchen Humor; und vielleicht haßte er in d'Israeli mehr als den Führer der um den Machtbesitz konkurrirenden Partei noch den schlagfertigen Satiriker, der im ganzen Parlament, auch bei den Whigs, die Lacher auf seiner Seite hatte,

wenn er, mit den ironisch zwinkernden Augen des Semssohnes, ausrief, er danke der Vorsehung dafür, daß zwischen seinem wüthenden Gegner und ihm der Tisch des Hauses ein schützendes Bollwerk bilde. William Ewart Gladstone blieb immer The Right Honourable; er hat nie einen Witz gemacht, nie Sinn für die Komik der Dinge, nie auch nur für die Relativität aller Werthe gehabt, ist nie eine Sekunde lang von Zweifeln an der eigenen Größe gepeinigt werden. Er konnte schwanken, konnte seine Meinungen wechseln und noch in hohem Lebensalter mit keckem Fuß den Sprung auf die andere Ansichtseite wagen: er fand sich stets schnell wieder zurecht und war, ehe die Betrachter sich noch vom Staunen erholt hatten, innig und fest überzeugt, der nun gewählte Weg müsse der allein richtige sein. Ein nie zu beirrendes Selbstbewußtsein, eine ungewöhnliche Willenskraft, die widerspänstige Gemüther in ihren Bann zwang, die Feierlichkeit des Pathetikers, die Schlauheit des Kammertaktikers und das Talent des geborenen Demagogen waren in diesem Manne vereint, der, als ein Schottensproß, sich rühmte, keinen Tropfen englischen Blutes in den Adern zu haben, und der dennoch Jahre lang England beherrscht und der englischen Politik den Stempel seines Wesens aufgeprägt hat. Ob er wußte, warum er nicht Gladdy genannt sein wollte, — wußte, daß er nur in dem Feierkleide, in das er sein hitziges Temperament früh gezwängt hatte, der Menge ein großer Mann scheinen konnte?

Das Kleid war klug und geschickt für das Land des cant gewählt, das schwere, solide Stoffe, vornehme Formen und gottselige Mienen liebt. Der Humor ist in der Heimath der Shakespeare, Swift, Fielding, Dickens und Thackeray keine allzu seltene Pflanze und witzige Redner, Männer, denen das Wort in launigen Windungen von der Lippe strömt, findet man auch außerhalb der Geniezone recht häufig auf den britischen Inseln; einen Mann aber, der nie witzig, nie einfach oder gar familiär, sondern immer pathetisch ist, der den ganzen Tag von Freiheit und Menschlichkeit spricht, das Auge nach Schwärmerart zum umnebelten Himmel emporschlägt und dabei über alle irdischen Händel zu reden vermag, ohne je zu stocken, je das weithin hallende Wort zu suchen, — einen solchen Mann mußten, als er sich selbst entdeckt und für den Geschmack der Masse mit populären Flittern geschmückt hatte, die englischen Quiriten andächtig bestaunen. Uns kommt es komisch vor, wenn wir hören, Gladstone, der an die Hexe von Endor und an die Teufel, die in die Säue fuhren, steif und fest glaubte und den fast laodicaeisch lauen, aber ehrlichen David Strauß einen hochmüthigen Schwindler nannte, habe mit einem Forscher vom Range Huxleys über naturwissenschaft-

liche Fragen gestritten; wir halten uns bei seinen dilettantischen Bibelstudien und Homerglossen nicht erst lange auf und belächeln mild den Wahn, ein Staatsmann, dessen ganze Zeit die praktische Politik, die Kammerintrigue oder die Agitation ausfüllt, könne im Nebenamt heutzutage noch vergleichender Sprachforscher sein. Der Durchschnittsengländer und namentlich der fromme Schotte denkt darüber anders; ihm scheint ein Mann, dessen starre Rechtgläubigkeit so über allen Zweifel erhaben ist, der gelehrt klingende Abhandlungen schreibt und den Magistertalar mit der Würde des Oxfordodoxen trägt, ganz besonderen Vertrauens werth. Benjamin d'Israeli hatte nur Romane geschrieben — freilich solche, deren soziale Bedeutung die poetische überdauern wird — und ein Romanschreiber war nie ganz ernst zu nehmen; Gladstone schrieb Aufsätze und Bücher, die in ihrer dunklen Schwerfälligkeit kaum zu lesen und erst recht nicht zu verstehen waren: Das war eine andere, vornehmere Sache; er galt als Gelehrter, als ernster Mann. Er sorgte auch sonst eifrig für den Mythos, in dessen dichtem Schatten die Persönlichkeiten ins Riesenmaß wachsen, war rastlos um die Verbreitung und Sicherung seines Ruhmes bemüht und man darf, ohne zu übertreiben, sagen, er habe in jedem Augenblick bewußt für seine künftigen Biographen gelebt. Nie ward in seinem Wesen ein musischer Zug sichtbar, nie verrieth ein Wort, eine noch so leise Regung, dieser emsige Mann, der sich nur im politischen Marktgetriebe, im Lärm der Volksversammlungen und im künstlichen Tageslicht des Parlamentes wohl zu fühlen schien, könne Sinn für liebliche oder großartige Natur, könne in tiefster Seele metaphysische Bedürfnisse haben; aber man vernahm, daß er in Hawarden Bäume fällte, Abendandachten hielt und pünktlich stets seinen Sitz in der Kirche einnahm, — und solche Kunde genügte dem in der Bewunderung jeder durch Training bewirkten körperlichen Kraftleistung und in der Furcht des clergyman aufgezogenen Briten. Es gab immer Leute, die sich über Gladstone lustig machten; d'Israeli hat ihn mit grausamem Hohn oft blutig geritzt, Labouchere hat einmal gesagt, man müsse sich hüten, mit ihm Karten zu spielen, weil man nie sicher sein könne, ob er nicht in der entscheidenden Minute einen vorher schlau versteckten König oder anderen Trumpf aus dem Rockärmel ziehen werde, und die von Anbetern ausgesprengte Mittheilung, der große alte Mann sei im Stande, in anderthalb Stunden 11500 Wörter zu sprechen, hat zahllosen Witzen zum Vorwande gedient. Wenn der heimlich Verhöhnte aber auf der Tribüne erschien, im korrekten schwarzen Gewande, an großen Tagen mit einer Blume im Knopfloch, wenn die tiefe, metallische, nie ermüdende Stimme

erklang, die Macht der guten Gentlemanmanieren und der dramatischen Geberden wirkte, dann verstummte, wie auf einen Zauberschlag, der Spott, die Hörer hingen an des Redners Lippe, — und die Suggestion sicherte auch den gedruckten Worten draußen im Lande die Wirkung. Jeder hatte des Volkes William ja mindestens einmal gehört und konnte beim Lesen die kargen Reize der Rede ergänzen, von der die Hörer geschäftig ringsum erzählten, sie sei wieder ganz wundervoll gewesen.... Wer der Menge zeigt, daß er sich sorgsam für sie herausgeputzt hat, darf immer hoffen, ihr zu gefallen.

Diesem erschmeichelten Wonnegefühl des Betrachters hat der Schauspieler einen beträchtlichen Theil seiner Erfolge zu danken. Selbst wenn der Spieler da oben ihm nicht besonders behagt, seine Rolle sogar zu verfehlen scheint, sagt sich der wohlig an der rechten Stelle gekitzelte Zuschauer: „Der Mann giebt sich solche Mühe im Grunde doch nur, um meinen Beifall zu finden; schon dafür verdient er Anerkennung, mag er heute auch weniger gut als an anderen Abenden spielen.“ Gladstones Rednertriumphe konnten den Lauscher an solche Mimenerfolge erinnern. Was er sagte, war fast nie bedeutend, war, wenn es bedeutend klang, sicher nicht in seinem Geist gewachsen; wie er es sagte: darin wurzelte seine Wirkung. Er spielte mit unübertrefflicher Virtuosengeschicklichkeit den Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft und bewahrte sich im scheinbar wildesten Wüthen doch die Seelenruhe, die den nahenden Stimmungwechsel des Publikums zu berechnen vermag; er konnte flöten und wettern, schmeicheln und drohen, und blieb dabei innerlich kühl genug, um den Effekt genau erspähen zu können. Es war, als habe er eine Rolle einstudirt, sei der Schlager und der rührenden Wirkungen gewiß und könne nun, wenn die erlahmenden Hörer nicht mehr mitgehen wollen, in jedem Augenblick nach Belieben bremsen. So groß war die Macht der sonoren Stimme, der lebhaften Gesten, des ausdrucksvollen Mienenspieles, daß man auf den Inhalt des Vortrages kaum achtete und gewöhnlich später erst, nach Schluß der Vorstellung, zu der nicht unwichtigen Frage kam, was der Redner denn eigentlich gesagt habe. Das war dann nicht ganz leicht festzustellen; dieses Bibelforschers Rede war nicht Ja und Nein, seine Hauptkunst bestand vielmehr darin, die Hörer über die Richtung der Rede zu täuschen, etwa vorhandene Absichten säuberlich in Watte zu wickeln, die Denkkraft beim eintönigen Geräusch des unaufhaltsam plätschernden Phrasenschwalls sacht einzulullen und in den Hirnen nach und nach eine künstliche Dämmerung zu schaffen, in deren Zwielicht Jeder das eigene Geistesflämmchen glimmen zu sehen glaubte. Wer bekümmert sich darum, ob der vom Schauspieler

dargestellte Mensch objektiv Recht oder Unrecht hat? Wenn er wirksam gespielt wird und effektvolle Abgänge hat, gewinnt selbst der verruchteste Bösewicht, selbst der ausbündigste Thor den Beifall der Galerie. Gladstone konnte von Parnell und dessen irischen Freunden erst sagen, sie wollten durch Raub und Mord zur Zerstückelung des Reiches schreiten, und ein paar Jahre danach an ihrer Seite für Home-Rule, für ein nach Dublin einzuberufendes Irenparlament und die Autonomie der Grünen Insel kämpfen; er konnte Alexandrien bombardiren lassen, durch einen der frechsten Gewaltstreiche, die je in der Zeit der modernen Geschichte gewagt wurden, Egypten der britischen Herrschaft erobern und dennoch in sittlicher Entrüstung und höchstem Pathos gegen bulgarische und armenische Gräuel donnern: auch inmitten der ärgsten Widersprüche fehlte die Wirkung ihm nie, denn er sprach immer aus, was dem wandelbaren Interesse der Menge gerade willkommen war, sprach es so aus, wie die Menge es hören wollte, die, nach Schopenhauers ewig wahr bleibendem Klageruf, den Lautesten stets lieber als den Klügsten lauscht. Es wäre unbillig, ihn einen berechnenden Heuchler zu nennen; er überredete sich selbst, ehe er Andere zu überreden versuchte, und hatte vielleicht in jeder Stunde seines langen Lebens das tröstende Bewußtsein, als ein ehrlicher Mann zu handeln und sogar zu sprechen. Er besaß eben ein Histrionentemperament; in ihm kochte die Spielwuth des gefeierten Protagonisten, der, weil er immer im Mittelpunkt der Bühne stehen und gewichtige Worte sprechen möchte, sich am Ende einbildet, dem Drama drohe die fürchterlichste Gefahr, wenn er eine Weile hinter den Coulissen zum Schweigen verdammt sei. Gladstone war im größten, edelsten Stil ehrgeizig: er strebte nicht nach Titeln und Orden, ihm wars nicht um den Schein der Macht, sondern um die Möglichkeit des Wirkens zu thun und man darf glauben, daß er im Innersten überzeugt war, nur er sei, unter allen im Inselreich Lebenden er ganz allein, von der Vorsehung berufen, Britannien zum Ruhm und zur Größe zu führen. Diesem Ziel, das ihm nicht nur ein Ziel persönlichen Ehrgeizes schien, opferte er ohne Bedenken gern Alles: die Ueberzeugung des vergangenen, die Ruhe und Sicherheit des anbrechenden Tages; um an die Spitze der Regirung zu kommen, war er bereit, heute anzubeten, was er gestern verflucht, und heute zu verfluchen, was er gestern angebetet hatte. Das war für ihn nur a new departure, ein neuer Anlauf, eine neue Rolle, die mit Glanz, unter dem Beifallsgebrüll der Gründlinge im Parterre, zu spielen war... Der Erfolg hat den Skrupellosen oft gekrönt; noch auf der Bahre grüßte den großen Tragoeden die ehrfürchtige Bewunderung einer Welt. Und doch hatte zwan-

zig Jahre vorher d'Israeli von ihm gesagt, er sei „ein sophistischer Rhetor, trunken von seinem überströmenden Phrasenschwall und begabt mit der selbstsüchtigen Einbildungskraft, die immer über eine endlose und in sich unverträgliche Reihe von Argumenten verfügt, um einen gehaßten Gegner herunterzureißen und sich selbst zu verherrlichen." Und noch früher hatte sein enttäuschter Bewunderer John Russell geschrieben, Gladstones Politik habe den britischen Namen mit Schmach bedeckt, Heer und Flotte durch filzige Knauserei wehrlos gemacht und das ruhmvolle Reich, das ihm anvertraut war, zu einer Baumwollenfabrik, einem Stapelplatz billiger Waaren erniedert.

Diese Urtheile klingen hart, wenn man sie den Lobgesängen vergleicht, die eben um das letzte Bett des Sterbenden ertönten; aber die Geschichte wird über den jetzt beinahe vergötterten Redner vielleicht noch härter urtheilen. Die Zeit kann ja nicht fern sein, wo auch die Menge erkennt, daß Regiren ein Geschäft sein muß und eine Kunst sein kann, daß es nicht darauf ankommt, durch oratorische List die Massen zu gewinnen, immer neue Schlagwörter für den Wahlkampf zu ersinnen, vom Gegner zu fordern, was man selbst nicht zu leisten vermag, und daß Rhetorensiege nicht den Anspruch auf den Ruhm eines fruchtbar schaffenden Staatsmannes sichern. Dann wird auch Gladstone noch einmal gewogen werden; und für die Bestimmung seines Werthes kann d'Israelis politischer Nachlaß Bedeutung gewinnen, den Lord Rowton, der Testamentsvollstrecker, nicht veröffentlichen wollte, so lange der „große Greis" lebte. Wie anderen Mimen, wird auch dem Histrionen von Hawarden, der des eigenen Ruhmes rastloser Bereiter war, die Nachwelt wahrscheinlich keine Kränze flechten. Sie wird seufzend sagen, daß fast alle Schwierigkeiten, von denen Großbritannien sich heute umdroht sieht, aus der Zeit seiner Herrschaft stammen, daß er die beiden stärksten politischen Ingenien, die in seiner Epoche lebten, Beaconsfield und Parnell, nicht zu würdigen vermochte, im Irrgarten der internationalen Politik wie ein rathloser Dilettant umhertaumelte und für den bedeutsamsten Theil der jedem modernen Staatsmann gestellten Aufgabe, für die sozialen Fragen, nie auch nur die winzigste Spur eines Verständnisses zeigte. Er mag durch manche Maßregel seinem Vaterlande genützt, durch seine irische Bill den Fenierschrecken für ein Weilchen gemindert und durch die Geschicklichkeit der old parliamentary hand, auf die er so stolz war, mitunter ein Hemmniß beseitigt haben, das dem Räderwerk der Staatsmaschine in kritischen Stunden die freie Bewegung wehrte: die Last seiner Fehler wird schwerer wiegen als die Summe seiner Verdienste. Er konnte in

der Heimath der nüchternen, praktischen, für eine zäh beharrende Interessenpolitik besonders begabten Briten nicht so viel Unheil stiften wie in einem anderen Lande; aber er hat den Ruf eines Reichsminderers redlich verdient und wird, wenn die Reklamefabrik geschlossen und der Hall seiner Rede ins Leere verklungen ist, nur noch als ein ungemein talentvoller Trugkünstler im Gedächtniß der Volksgenossen fortleben. Er dachte nie über die Augenblickswirkung hinaus, klammerte sich stets an die gerade mit dem hitzigsten Eifer beschwatzte Tagesfrage und entschloß sich zu populären Maßregeln erst, wenn der ersehnte Platz auf der Ministerbank um keinen geringeren Preis zu erlangen war; dann erst ging ihm plötzlich das Licht der Gnade auf und aus geöffneten Schleusen rauschte im neuen Bett der alte Wortstrom dahin. Es war ein dicker, schlammiger, dem prüfenden Blick undurchdringlicher Strom, der deshalb der Masse tief schien. Gladstones Beredsamkeit war nicht von der leichten, anmuthigen Art, er plauderte nicht, wie Bismarck, der scherzend noch Gedankenschätze ausstreut, er erfüllte auch nicht Bonapartes Forderung, de faire aller les paroles aux choses, sondern sagte, mit geheimnißvoll umdüsterter Miene und in künstlich verdunkelter Tonfärbung, Trivialitäten, deren Sinn der von der Verpackung geblendete Hörer nicht leicht und rasch enträthseln konnte und die in den meisten Fällen auch zweideutig klingen sollten. Selbst seine berühmten Budgetreden, die, wie die erste Aufführung eines Sensationstückes, die neugierige Menge herbeilockten, waren nur auf den äußeren Effekt berechnet; er wußte die Zahlen, die ihm die Beamten in Downing Street geliefert hatten, geschickt zu gruppiren und seine Pennyfuchserei in strahlendem Bengalfeuer leuchten zu lassen, aber er war nicht fähig, neue, nützliche Steuerpläne zu erfinden und für die Reichsfinanzen ein Programm aufzustellen, das nicht mit der Stunde zu sterben bestimmt war. Treffend hat man ihn deshalb einen Finanzkünstler à grand orchestre genannt; er konnte überhaupt nur unter blendender Instrumentirung Politik treiben und die Zaubermacht seines Orchesterklanges war so unwiderstehlich, daß man die Mängel der melodischen Erfindung und das Fehlen jeder Schöpferkraft gar nicht merkte und in dem Demagogen Jahrzehnte lang einen großen Staatsmann sah.

Nur ein besonders reich begabter Demagoge bleibt übrig, wenn man dem Vergötterten das Feierkleid von den Schultern streift. Er wußte wohl, warum er nicht Gladdy genannt sein wollte; der familiäre Kosename hätte den Nimbus zerstört, der den Heldenspieler einen wirklichen Helden scheinen ließ.

Prähistorische Skizzen.

Man wiederholt leicht, als handle es sich um anerkannte Wahrheiten, bequeme und glaublich scheinende Hypothesen, die das Nachdenken ersparen. Solche Routine hat früher gelehrt, daß der Mensch der Reihe nach verschiedene Civilisationzustände durchlaufen habe, die sich von einander scharf schieden und von denen jeder für sich charakteristisch war durch die Art, wie das Nahrungbedürfniß befriedigt wurde. Die Urzeit wäre danach für die ganze Menschheit ein Zeitraum gewesen, wo sie vom Einsammeln und Pflücken von Früchten, von der Jagd und dem Fischfang gelebt hätte; dann wäre der Abschnitt des Hirtenlebens gekommen und der Ackerbau hätte schließlich die Zeiten der nomadenhaften Vieh- und Weidenkultur abgelöst. Als Condorcet*) seine zehn Perioden der Menschheitgeschichte aufstellte, bezeichnete er die Entstehung von Hirtenvölkern und den Uebergang zum Ackerbaubetriebe als die ersten beiden Etappen auf dem großen Wege des Fortschrittes, der bis in unsere Tage führt. Aber die genauere Betrachtung der Erde lehrt uns, daß diese angebliche Reihenfolge der verschiedenen Zustände eine nur schematische Annahme ist, die mit den Thatsachen nicht übereinstimmt. Die Verschiedenheit der Art, das Nahrungbedürfniß zu befriedigen, hatte überall zur bestimmenden Ursache die Verschiedenheit der natürlichen Umgebung: der Wald mit seinem Wildstand, der Fluß und die Meeresküste mit ihrem Reichthum an Fischen, die unermeßlichen Steppen, die den Heerden zur Weide dienten, die Gebirgsschlucht des Höhenbewohners mußten nothwendig differenzirend auf die Lebensführung wirken.

Abgesehen von Besonderheiten dieses oder jenes Stammes, einer Vorliebe für Pflanzen- oder Fleischnahrung, Ueberlieferungen und vererbten Atavismen aus früheren thierischen Zuständen kann, wenn nicht als allgemeiner, mindestens als normaler Grundzustand das Einsammeln und Pflücken im weitesten Sinne angesehen werden, d. h. die Nutzbarmachung alles Dessen, was dem Hungernden zur Befriedigung zu dienen vermag. Der Hunger duldet keine Bevorzugung einer besonderen Nahrungweise. Wer ohne Nahrungmittel in einem großen Walde und fern von menschlicher Hilfe sich verirrt hat, wird genöthigt sein, jeden Ekel zu überwinden und selbst Geschmeiß und Ueberbleibsel als Nahrung zu versuchen. Er wird Kräuter und Wurzeln, Beeren und Pilze verzehren, selbst auf die Gefahr, sich zu vergiften; und was dieses Individuum, sogar heute noch, hilflos thun müßte, Das haben ganze Stämme und Völker zweifellos früher gethan, mag es nun dauernd gewesen sein, ehe

*) Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain.

sie verstanden, die Erde ihren Bedürfnissen dienstbar zu machen, oder nur vorübergehend für gewisse Jahreszeiten oder während einer Hungersnoth*). In solchen Zuständen mußte der Mensch sein Augenmerk vor Allem auf die kleineren Thiere richten, die leicht zu fangen sind, ganz besonders aber auf Körner, Früchte, Knollen und Wurzeln, und Das mußte ihn ohne Weiteres mit den Grundlagen des späteren Ackerbaues bekannt machen. Sah er doch, wie aus den Samenkörnern neue Pflanzen entstanden, pflückte er doch die frischen Schößlinge am Fuße des Pflanzenschaftes und traf er doch auch häufig genug auf eine Pflanzenzwiebel, die bereits ihr Keimblatt entwickelt hatte und im Begriff war, das bedeckende Erdreich zu durchbrechen und abzuschütteln.**) So war der Ackerbau — man möchte sagen: noch ehe der Mensch ihn erfunden hatte — anschaulich in seinem Geist vorgebildet; nur Geduld, eine lange Voraussicht und die verständnißvolle Anpassung an das Klima waren noch nöthig. Der nomadische Zustand, den die bequeme Ueberlieferung dem Zustande des Ackerbaues vorausgehen ließ, scheint sogar umgekehrt eine längere Vorbereitung erfordert zu haben. Das Beispiel der neuen Welt vom arktischen Archipel bis zu den Inseln des Südpols beweist deutlich, daß die Entstehung des Ackerbaues ohne die Vorstufe einer Hirtenzeit möglich war, da der Ackerbau in den verschiedenen Theilen des nördlichen und südlichen Kontinentes bei verschiedenen Völkerschaften und Stämmen geübt wurde, während nirgends ein Zustand nomadenhafter Viehzucht vorkam. Zwar hatten die Inkas ein gezähmtes Hausthier, das Lama, aber sie benutzten es nur als Lastthier für den Transport von Kaufmannsgut und die Masse der Nation war vollständig seßhaft und bäuerisch und Niemand konnte seine Scholle ohne Erlaubniß der Herren verlassen. In Amerika wußte man nichts von der Kunst, die weiblichen Hausthiere außerhalb der Säugezeit zur Milchgewinnung zu benutzen, und selbst in der alten Welt giebt es verschiedene Völker, die die Milch als Nahrungmittel verwerfen; in China und Japan hat man trotz allen vom Occident eingedrungenen Kenntnissen und trotz der hohen Civilisation***) nicht Milchwirthschaft treiben gelernt. Man darf annehmen, daß nicht nur ein genialer Einfall, sondern viel Zeit und viele Versuche nothwendig waren, um die Menschheit zu dieser Nutzbarmachung der Hausthiere zu führen; denn sie geben Milch nur für ihre Jungen und hören auf, Milch abzusondern, wenn man ihnen die Jungen nimmt. Hahn hat in seinem vorhin citirten Buch die Hypothese aufgestellt, daß der erste Gebrauch der Thiermilch religiösen Zwecken diente; vielleicht vergoß man sie als Libation an den Altären, auf denen man die Kuh als Brandopfer den Göttern darbrachte.

*) Link, Urwelt und Alterthum.

**) Ed. Hahn, Demeter und Baubo, S. 5.

***) Terrien de la Couperie, Chinese and Babylonian Record.

Die Entwickelung der menschlichen Wirthschaft hat sich also nicht in der Reihenfolge vollzogen, die man früher träumte; sie mußte sich nach der Verschiedenheit des Milieus richten. Greifen wir einige Völkerschaften der alten Welt heraus: konnten die winzigen Zwergmenschen, die in Centralafrika das Dunkel unermeßlicher Wälder bewohnten, eine andere wirthschaftliche Thätigkeit üben als Sammeln und Pflücken und die einfachste Art der Jagd, außer dem geringfügigen Ackerbau und Handel, den die ihnen benachbarten und physisch an Kräften überlegenen Stämme ihnen erlaubten? Sind nicht die Nuer, die in den Sümpfen und auf den schwimmenden Inseln des Bahr-el-Djebel und des Bahr-el-Zeraf wohnen, genöthigt, so weit sie nicht Körner vorfinden, vom Fischfang zu leben, so lange sie von allen regelmäßigen und bequemen Verbindungen mit dem Festlande abgeschnitten sind? Waren nicht im hohen Norden und so entfernt wie möglich vom Nilbecken die Bewohner der Lofoten ganz eben so wie diese Afrikaner genöthigt, vom Fischfang zu leben, ehe der regelmäßige Dampferverkehr unserer Zeit ihre entlegene Küste mit dem übrigen Europa verband? Wo der Ackerbauer bereits dahin gelangt war, Hausthiere zu zähmen und deren Milch zu benutzen, wies die Natur ganz von selbst auf das Hirtenleben hin, wenn weite Ebenen für den Jagdtreibenden unbewohnbar geworden waren, weil der Wildstand erschöpft war, und wenn der Ackerbau an ungenügender Feuchtigkeit scheiterte. Solche Gegenden konnten nur als Weideland benutzt werden; und die Heerden, die einen Bezirk abgegrast hatten, wandten sich dann einem anderen zu, wo frische Nahrung für sie vorhanden war. War der Mensch erst so weit, gezähmte Hausthiere an seine Wohnstätte zu fesseln, mit ihrer Hilfe zu arbeiten, von ihrer Milch und ihrem Fleisch sich zu nähren und sie gegen die Angriffe von Raubthieren zu schützen, so konnte er ohne Wagniß die Wälder, die Meeresküste und die Flußufer verlassen und mit seinen Heerden als Nomade in die weiten Steppenflächen ziehen. Landstriche anderen Charakters, unfruchtbare Sand- und Thonfelder, Felsen und mit Steingeröll bedeckte Flächen, schneeige Hochebenen und unzugängliche Bergspitzen bilden Scheidewände zwischen den Ländern verschiedenen Wirthschaftbetriebes und sind weder für den Ackerbauer noch für den Hirten nutzbar. Sie entwickeln dagegen den Transportverkehr und ihnen verdankt man den Waarenführer, einzeln oder in Karawanengruppen, und ferner die Verwendung von Saumthieren zur Beförderung der Lasten.

Wohin wir auch unser Auge auf den Menschen und die ihn umgebende Natur richten: überall finden wir, daß den Besonderheiten der Bodenbeschaffenheit, des Pflanzenwuchses und der übrigen Erzeugnisse Besonderheiten der Völker und ihres wirthschaftlichen Haushaltes entsprechen. Das Milieu erklärt die Entstehung der Verschiedenheiten der Menschheit, es er-

klärt, wie sich unter gewissen Umständen eine Civilisationstufe von Jahrhundert zu Jahrhundert erhalten konnte, während man fortwährende Veränderungen bei ackerbauenden Völkern findet, denen günstige örtliche Bedingungen die Benutzung und fortschreitende Kultur von Nahrungpflanzen erlaubten. Dagegen hat sich niemals Etwas daran geändert, daß die Meeresküste, das Flußufer, der unwirthliche Wald und die Steppe, die Wüste und die Oase, die rauhe Hochebene und das Gebirge von Menschen bevölkert wurden, die vom Handel leben, weil die Natur sie hierauf als einzigen Unterhalt hinwies. Was vor Allem in der Verschiedenheit der Mittel, deren sich der Mensch zu seiner Ernährung bedient, auffällt, ist, daß die Civilisationzustände, die dieser Verschiedenheit der Mittel entsprechen, viel häufiger neben einander als nach einander auftreten. Es zeigt sich sogar, daß, wenn in einem Lande zwei verschiedene Regionen nicht scharf von einander getrennt sind, wie die Wüste und kulturfähiges Land, die Bevölkerung gleichzeitig zwei verschiedene Wirthschaftstufen repräsentirt: Jeder ist zugleich Ackerbauer und Hirt; und die Folge ist eine Erhöhung seiner Fähigkeiten und Leistungen, die durch die doppelte Anspannung gesteigert werden. Bei Eintreten der für die Aussaat günstigen Jahreszeit macht er sich mit seinem Kameel, einem nicht allzu schweren Pflug und einem Vorrath von auszusäenden Körnern auf und sucht einen Fleck, der hinreichend bewässert ist, um der Gefahr des Verdorrens nicht ausgesetzt zu sein. Schon der Blick auf den vorhandenen Pflanzenwuchs und, wenn Das nicht genügt, ein paar Furchen des Pfluges zeigen ihm, ob er gefunden hat, was er sucht. Er macht seine Aussaat, und wenn das Terrain ihm nicht genügt, geht er noch etwas weiter, um ein zweites zu suchen. Für die Viehzucht muß er sich ähnlich mit der Natur des Landes, und hier sogar auf weitere Entfernungen, bekannt machen, auf Entfernungen, die sich auf Tausende von Kilometern belaufen können. Er muß durch Ueberlieferung oder eigene Anschauung darüber orientirt sein, wie viele Wochen oder Monate die Weide nutzbar ist, ob Quellen oder Bäche in der Umgebung sind und welche Stämme, ob friedlich oder kriegerisch gesinnte, er nach menschlicher Voraussicht auf seinem Wege finden wird.*)

Auch die aus dem Gesammtzusammenhange des menschlichen Fortschrittes sich ergebenden politischen und sozialen Veränderungen führen zu denselben Verschiedenheiten der Wirthschaftbetriebe. Je nach den wechselnden Zufällen der Völkerbewegung sieht man, wie in Nordamerika und der südlichen Mongolei ackerbauende Völker in Gegenden eindringen, die von Jägern und Hirten bewohnt waren, und sie der Herrschaft des Pfluges unterwerfen; mitunter sieht man auch das Gegentheil: nomadische Völker überschwemmen die

*) La Tunisie (offizielle Publikation), Band I, S. 58 und 59.

Gebiete einer seßhaften Bevölkerung, mit ihnen überzieht Gras und Gestrüpp das vor ihnen kultivirte Land, und da sie ungewohnt oder unfähig sind, sich ackerbauend zu ernähren, jagen sie oder leben von dem Fleisch der Heerdenthiere, die sie vor sich her durch die brach liegenden Aecker treiben. So war es in den Gegenden des alten Chaldäa. In der neuen Welt ist ein Uebergang nur möglich vom Zustande der Ureinwohner, die von Jagd und Fischfang lebten, zur Civilisation des Ackerbauers und Gewerbetreibenden; weder Nord noch Süd haben dort Hirtenvölker gesehen.

Völlig einheitlich ist kein wirthschaftlicher Civilisationzustand, da die Natur selbst überall Abweichungen bietet und die geschichtliche Entwickelung deshalb überall ein verschiedenes Gepräge zeigt. Es giebt kaum ein ackerbautreibendes Volk, in dem nicht auch Jäger und Fischer vertreten wären, auch giebt es kaum Ackerbau völlig ohne Viehzucht. Nach den minder wichtigen bestimmenden Zügen jeder Gemeinschaft ergeben sich in jeder Bevölkerung gesonderte Schichten und Klassen, in denen verkleinert die Gesammtheit sich abspiegelt. Man könnte beinahe sagen, daß jede Familie gewissermaßen einen Abriß der Menschheitgeschichte bietet; denn die verschiedensten Bethätigungen, von solchen Geschäften, die auch der roheste Wilde in seiner Hütte besorgt, wie z. B. die Zubereitung eines herkömmlichen Gerichtes, bis zu den feinsten und vergeistigtesten, wie z. B. Lesen und Schreiben, also Mittheilung der Gedanken unabhängig von Entfernung und Zeit, — alle werden unter dem selben Dach geübt.

Jede Betrachtung der Civilisation zeigt eine Anzahl von überlebten Formen, deren jede auf eine andere geschichtliche Entstehungzeit zurückführt und doch in einem untrennbaren Zusammenhange mit dem ganzen Organismus steht, der aus den verschiedenen Ueberlieferungen jeder Ursprungsart und jeder Zeit ein lebendes Ganzes macht. Der nothwendige Impuls zur Hervorbringung des Neuen ist für den Einzelnen und die Gesellschaft stets ein Anstoß von außen. Wenn er von der organischen Natur ausgeht, ist er übermächtig, brutal und häufig ohne Ausweg. Eine vulkanische Explosion, eine Ueberschwemmung, ein Einbruch des Meeres in die Ebene, die durch einen Wirbelsturm angerichteten Verwüstungen zwingen den Menschen, sein Geburtland zu verlassen und geschütztere Gegenden aufzusuchen. In solchem Falle determinirt die Veränderung des Milieus nothwendig auch die menschlichen Eigenschaften, neue Naturanschauungen bilden sich, eine neue Art der Anpassung wird nöthig und das frühere Wesen des Menschen verändert sich. So kann selbst eine große Naturkatastrophe für die betroffenen Völkerschaften zur Ursache eines Fortschrittes werden. Der Einzelne leidet oder geht unter, — oder er verliert wenigstens die Früchte seiner Arbeit, seinen Besitz und seine Vorräthe; aber was bedeuten diese Verluste im Vergleich zu dem Gewinn an

neuen Einsichten, der durch die veränderte Anpassung an neue Naturbedingungen geschaffen wird! Gewiß kann die materielle Schädigung auch viel weiter gehen; der Menschenverlust kann so groß sein, daß die Bevölkerung im Kern getroffen wird, und dann sind längere Zeiten der Erholung erforderlich, bis die Wunden wieder geheilt sind; der Existenzkampf wird im günstigen Falle dann auf einem neuen Terrain von Neuem aufgenommen oder die ganze Völkerschaft geht zu Grunde. In dem ewigen Kampf ums Dasein kommt es vor, daß der Mensch auch den Kürzeren zieht und in überwundene barbarische Verhältnisse zurücksinkt; in anderen Fällen ist der Aufstieg nach Ueberwindung der Hindernisse um so glänzender.

Zu den äußeren Anstößen, die von der unbelebten Natur ausgehen, gesellen sich für alle Menschheitgruppen Anstöße, die von menschlicher oder thierischer Seite ausgehen. Das Wichtigste in diesem Sinn wird durch den Nachahmungtrieb vermittelt. So sind selbst untergeordnete Thiere zu Erziehern der Menschheit geworden und alle menschliche Thätigkeit zeigt Spuren solcher Nachahmung. Haben nicht für die ursprünglichste aller Fähigkeiten und Wissenschaften, für die nämlich, die sich auf die Befriedigung des Nahrungbedürfnisses richtet, die Menschen bewundernswürdige Lehren von ihren thierischen Mitgeschöpfen, von höher organisirten Wirbelthieren und von wirbellosen Thieren, empfangen? Zeigen ihnen nicht die Strandkrabben und andere Schalthiere an der Küste die Stellen im Sande und im Schlamm, wo sich das eßbare Gethier, das von der See ausgeworfen wird, versteckt? Der Hungernde mußte aufmerksam auf jedes Thier werden, das er nach Nahrung spähen sah, ob es nun Wurzeln, Fleischnahrung oder Fische aufsuchte, und versuchte dann selbst die verschiedenen Nahrungmittel, Beeren und Früchte, Blätter und Wurzeln, kleinere und größere Thiere, die er den von ihm beobachteten Thieren als Speise dienen sah. Auch die Aufspeicherung von Lebensmitteln für die Zeit der Noth lehrten die Thiere den Menschen. Die Ameise, die Biene, der Erdhase, das Eichhörnchen und der Hund der Steppen haben ihn gelehrt, Vorrathskammern anzulegen, um die eingesammelte Nahrung aufzubewahren, so weit die Jahreszeit des Ueberflusses ihm mehr verschaffte, als er für den sofortigen Verbrauch nöthig hatte. Selbst in den Anfängen der Heilkunde, in der Anwendung von Kräutern und Wurzeln, Blättern und Holzarten, wurde der Kranke oder Verwundete durch das Beispiel der Thiere unterrichtet. Vielleicht geht man nicht zu weit, wenn man annimmt, daß in verschiedenen Gegenden auch die ersten Anfänge des geordneten Ackerbaues der Beobachtung des Thierlebens zu danken sind. So meint der Naturforscher Mac Gee, in Amerika habe die systematische Bearbeitung der Erde sich zuerst in der großen Wüste, die den nach dem kalifornischem Golf zuliegenden Theil von Arizona bildet, im Lande der indianischen Papagos

entwickelt. Hier sahen die Eingeborenen, wie vor ihren Augen die ackerbauenden Ameisen in Millionen von Kolonien die Ebene besetzt hielten und bis zu einem Viertel oder Drittel das ganze Land ihrer Produktion dienstbar gemacht hatten. Jede Kolonie besaß ihr wohlunterhaltenes Körnerfeld und ihre reinliche Tenne. Der natürliche Wetteifer mußte diese Indianer beim bloßen Anblick solcher Wunder dahin bringen, der Arbeit der Ameisen nachzuahmen; und sie wandten sich jedes Jahr nach den südlichen Gegenden, um Maiskörner, Kerne von Kürbispflanzen und Bohnen mitzubringen, die sie bei ihrer Rückkehr zum Beginn der Regenzeit in feuchtes, lockeres Erdreich oder in den fruchtbaren Boden des durch Wasserbäche ausgehöhlten Grundes warfen. Diese primitive Art des Ackerbaues in den urältesten Zeiten scheint sogar bestimmend für die Spaltung der Papagos in verschiedene Stämme gewesen zu sein.*)

Dankt der Mensch also unendlich viel in der Kunst der Ernährung dem Thier, so gilt das Selbe auch für die Wahl eines Obdachs und die Entwickelung des Wohnungbaues. In manche ihm gute Dienste leistende Höhle wäre er nicht eingedrungen, wenn ihm nicht das Kreisen der Fledermaus um die Felsenspalte, die in das Innere führte, den Weg gewiesen hätte. Manche gute Idee für die bauliche Konstruktion mag ihm der flinke Vogel eingegeben haben, der geschickt für sein Nest Fasern, Wolle und Haare in einander zu flechten und Blätter durch Nähte zu verbinden weiß. Die betriebsame Welt der Insekten war sein Vorbild für mancherlei Industrie, vor allen anderen die Spinne, die ihre wundersamen Gewebe eben so leicht und elastisch wie fest zwischen den Zweigen aufzuhängen versteht. Im Walde ging der Mensch den Wegspuren nach, die der Eber, das Tapir oder der Elephant zurückgelassen hatten; wenn er die Fährte des Löwen verfolgte, war er sicher, den Weg zur Quelle zu finden, die auch das Thier gesucht hatte, und der Flug der Vögel, die die Luft durchsegeln, zeigte ihm, wo das Gebirgsjoch liegt, das am Bequemsten über die Höhen führt, oder wo mitten im Meer und dem Auge vom Ufer aus unerreichbar ein schützendes Eiland zu finden ist.

Häufig hat der Mensch vom Thiere gelernt, wie er fliehen muß oder sich im Augenblick der Gefahr verstecken kann; er sah, wie manche Thiere es verstanden, sich tot zu stellen, um unbeweglich die Gefahr an sich vorübergehen zu lassen. Sogar die Erziehung der Kinder ist reich an Zügen, die im thierischen Leben vorgebildet sind. Der Vogel weiß genau, wie viel er seinen Kleinen mit einem Male in den Schnabel stecken darf, wie oft er sie füttern muß und wann es für die Kleinen Zeit ist, das Nest zu verlassen und sich in der Luft zu tummeln, die ihr Königreich werden soll. Von den

*) Mac Gee, The American Anthropologist, X, 1895.

Vögeln hat der Mensch das unschätzbarste Gut: den Sinn für die Schönheit und die Gabe des Gesanges. Konnte es ihn ohne Eindruck lassen, wenn er die Lerche sich in die Höhe schwingen sah, ihr fröhliches Gezwitscher und in schönen, Liebe athmenden Nächten den Gesang der Nachtigall hörte, der den Hain mit schmelzenden Tönen und Uebergängen voll zärtlicher Melancholie erfüllte? Nichts Anderes als ein Tribut der Dankbarkeit an ihre Lehrmeister war es, wenn die primitiven Stämme ihren Ursprung auf gewisse Thiere des Feldes oder des Waldes zurückführten und wenn sie sich vermummten, um den Gestalten ihrer angeblichen thierischen Ahnen zu gleichen.

Wie zwischen Thier und Mensch, spielt der Nachahmungtrieb auch zwischen Mensch und Mensch eine entscheidende Rolle. Es genügt, daß Völkerschaften verschiedenen Charakters in Berührung kommen, um die gegenseitige Beeinflussung durch bestimmte Charakterzüge herbeizuführen. Je mehr in einer abgeschlossenen Gruppe ein Einzelner sich von der Masse durch hervorspringende Züge oder besonders auszeichnende Leistungen abhebt, um so mehr wird er den Wetteifer und die Nachahmung der Uebrigen herbeiführen; und so kann das Beispiel eines Einzelnen den Schwerpunkt einer ganzen sozialen Gemeinschaft intellektuell und moralisch verschieben. Dabei kommt es nicht darauf an, daß die Nachahmung bewußt geschah, auch ist Das nicht das Gewöhnliche, vielmehr erfolgt sie meist unbewußt in Folge des Kontaktes, ohne deshalb weniger wirksam zu sein oder das Wesen des Nachahmenden weniger zu verändern. Die bewußte Nachahmung spielt eine geringere Rolle im menschlichen Leben, aber auch sie ist von Bedeutung, da die verschiedenartigsten Motive sie herbeiführen können und jedes Bethätigungsgebiet des Menschen ihr offen steht, sei es, daß die Sympathie mit befreundeten Menschen, der Gehorsam gegenüber dem Herrn, Laune, Mode oder der Wunsch und das verstandesmäßige Bestreben, möglichst zweckmäßig zu handeln, zu ihr treiben.*) Die meisten, wenn nicht alle höheren geistigen Leistungen, Sprache, Lesen, Schreiben, Rechnen, Kunst und Wissenschaft, setzen vorheriges Dasein und Uebung des Nachahmungtriebes voraus; ohne die Fähigkeit der Nachahmung war weder soziales Leben noch Entwickelung von Berufsleistungen möglich. Ist nicht alle Dramatik auf den Tanz zurückzuführen, mit der Pantomime und der Musik, die Beide von Haus aus augenfällig nachahmende Künste sind? Was ist die ursprüngliche Form der Justiz, das Talionrecht mit seinem „Auge um Auge, Zahn um Zahn", anders als Herbeiführung einer Wiederholung des Gleichen, also Nachahmung? Ehe es Gesetzbücher gab, herrschten Gewohnheit und Uebung, man entschied so, wie immer entschieden war, und wiederholte stets von Neuem, was seit undenkbaren Zeiten

*) G. Tarde, Les lois de l'imitation.

geschehen war. Die gewöhnlichen Anstandsregeln der täglichen Konvenienz lehren die Verpflichtung, einen Besuch durch einen Besuch, eine Einladung durch eine Einladung, ein Geschenk durch ein Geschenk zu erwidern, und die Moral selbst hängt innig mit der Vorstellung der Vergeltung durch ein Gleiches zusammen, mit der Vorstellung der Wiederholung als Pflicht der Bezahlung oder des Gegendienstes für empfangene Dienste, sowohl im Verhältniß des Einzelnen zum Einzelnen als auch zu einer sozialen Gemeinschaft oder der Menschheit.*) Die Nachahmung berührt sich in vielen Fällen mit dieser gegenseitigen Hilfe, diesem Beistand, dessen Leistung stets einer der Haupthebel des menschlichen Fortschrittes war und sein wird. Als in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts Darwin, Wallace und ihre Nachfolger dahin gelangt waren, die ganze organische Entwickelung durch die Anpassung an die Umwelt zu erklären, verfiel eine große Zahl von Parteigängern in den Fehler, nur die eine Seite der von Darwin nach allen Richtungen so detaillirt und scharfsinnig geprüften Fragen als entscheidend zu behandeln, und gelangte so zu einer Grundanschauung, die in irriger Vereinfachung der Lebensprobleme den Schlüssel zu dem Räthsel der ganzen Schöpfungsgeschichte einzig und allein in dem Kampf ums Dasein zu besitzen glaubt. Und doch hat gerade der geniale Verfasser der „Entstehung der Arten" und der „Abstammung des Menschen" auf die sozialen Instinkte und die „Sympathie" selbst hingewiesen und die Gemeinschaften verherrlicht, die durch den engsten sozialen Anschluß der Mehrzahl ihrer Glieder am Besten gedeihen und sich des reichsten Nachwuchses erfreuen. Aber wie viele angebliche Darwinisten haben blind alle Thatsachen des Mutualismus geleugnet und, als hätte das vergossene Blut ihr Gefühl vollständig verwildert, von der Thierwelt als von einer Arena von Gladiatoren gesprochen, in der jedes Geschöpf zum Kampfe gegen das andere gerüstet dasteht!**) Wie viel Selbstsucht und Grausamkeit glaubte sich unter dieser neuen wissenschaftlichen Losung sofort vor sich selbst gerechtfertigt und wie skrupellos konnte man wieder ausbeuten und unterdrücken: Wer sich stark fühlte, rühmte sich seiner Stärke und das Feldgeschrei gegenüber den Schwachen war das uralte: Wehe den Besiegten!

Ohne Zweifel zeigt uns die Welt unaufhörliche Vorgänge des Kampfes und der gegenseitigen Vernichtung zwischen allen Wesen, die die Erde bewohnen, von den verschiedenen Samenkörnern, die einander eine Erdscholle, und den Fischrogen, die einander das Meerwasser streitig machen, bis zu den Heeren, die sich im Kriege durch das Schwert, die Kugel und die Granate auszurotten suchen. Aber auch die entgegengesetzten Bilder sind zahlreich, wenn

*) Guibert, Société d'Anthropologie de Paris, Sitzung vom 18. April 1893.

**) Huxley, Struggle for Existence and its bearing upon that.

nicht zahlreicher; denn ohne den gegenseitigen Beistand, ohne die Sympathie wäre kein Leben auf die Dauer möglich. Wenn Pflanzen, Thiere und Menschen dahin gekommen sind, sich zu gemeinschaftlichem Bestehen und zu ungeheuren Völkerschaften zu entwickeln, und wenn jedes Einzelne sich während der Tage, Monate oder Jahre auslebt, die ihm beschieden sind, so geht daraus hervor, daß die Sympathie über den Kampf gesiegt hat. Der einfache Morgen- und Abendgruß, der in allen Ländern unter den verschiedensten Formen gewechselt wird, ist der Ausdruck eines Einklanges unter den Menschen, der auf einem überall gleichmäßig verbreiteten Gefühl des Wohlwollens und der Bereitwilligkeit, einander zu helfen, beruht.*) Ein edles arabisches Sprichwort sagt: „Ein Feigenbaum sieht den anderen an und lernt dadurch Früchte tragen." Allerdings schränkt eine andere sprichwörtliche Redensart diese Unterstützung auf die Glieder des selben Stammes oder Volkes ein: „Sieh nicht auf die Dattelpalme", sagt der Araber, „sieh nicht auf sie, denn sie redet nicht zum Fremden." Die von Naturforschern angeführten Beispiele gegenseitiger Hilfeleistung unter den Thieren sind bekanntlich zahllos und es giebt kein derartiges Beispiel, das sich nicht unter ähnlichen Formen bei den Menschen wiederholte.**) Besonders die Ameisen und Bienen zeigen uns in dieser Richtung Thatsachen, die keinen Zweifel erlauben und so deutlich sprechen, daß es verwunderlich erscheint, wenn die Verfechter des erbarmungslosen Kampfes ums Dasein an ihnen bisher blind vorübergegangen sind. Allerdings bekriegen sich die verschiedenen Ameisenarten, auch da giebt es Eroberer und Sklavenhalter, aber wir wissen, daß sie einander beistehen, wenn es nöthig ist, daß sie in der Ernährung einander behilflich sind, daß sie gemeinschaftlichen Ackerbau und gemeinschaftliche Industrie haben, wie z. B. die Züchtung von Pilzen, die chemische Transformation von Körnern, und daß sie im Stande sind, sich für einander mit völliger Selbstentäußerung zu opfern. Die Ameisenkolonien, die Hunderte und Tausende von bewohnten Nestern bilden, zeigen zwischen den befreundeten Arten nur Szenen des besten Einvernehmens und des sozialen Friedens.***) Bei Betrachtung der Wunder des Ameisenstaates ist man geneigt, Darwins Worte zu wiederholen: daß das Gehirn der Ameise vielleicht eine merkwürdigere Organisation ist als das Gehirn des Menschen. Und zwischen den Vögeln, zwischen den Vierfüßlern und den Zweihändern: wie viele rührende Beispiele von sympathischer Solidarität, die gewisse Arten verbindet! Das Vertrauen in die gegenseitige Unterstützung zwischen Angehörigen der selben großen Familie giebt jedem Einzelnen einen weit über seine Kräfte hinausgehenden

*) Patrick Geddes, Evergreen S. 30.

**) P. Krapotkin, Mutual aid among the animals, Nineteenth Century, Sept., Dez. 1890.

***) Forel, Bates, Romanes u. A.

Muth. Kleine, kraftlose Vögel wagen oft gemeinsam den Angriff auf einen ihnen weit überlegenen Raubvogel. Man hat beobachtet, wie Bachstelzen es mit Sperbern und Bussarden aufgenommen haben, wie Krähen sich damit belustigten, einen Adler zu necken. In den Thonlagern, die den Koloradofluß im fernen amerikanischen Westen einschließen, bauen Kolonien von Schwalben ihre Nester ruhig unter Hängen, auf denen der Falke nistet. Gewisse Arten haben beinahe keinen anderen Feind als den Menschen und leben, abgesehen hiervon, geschützt durch ihren ungestörten Zusammenhalt in Frieden mit allen Wesen, so z. B. die kleinen und großen Papageien der amerikanischen Wälder. Bei diesen gesellig lebenden Thieren geht das Gefühl der Solidarität bis zur wirklichen Treue und Aufopferung, wie auch der Mensch sie nicht höher entwickelt und . . selten genug übt. Wenn ein Jäger einen Kranich, der im Schwarm fliegt, verwundet, so daß er flügellahm zu stürzen droht, verändern seine Begleiter sofort die Formation ihres Zuges und zwei der Unverletzten unterstützen links und rechts den Verwundeten in seinem Fluge. Kleinere Vögel schließen sich den Wandervögeln an, um sie über das Mittelländische Meer zu begleiten. Man hat Lerchen in Gemeinschaft mit Kranichen beobachtet, die zusammen über das Meer gezogen waren*) und, der Hilfe bedürftig oder nicht, mindestens wohlwollend zu dem gemeinschaftlichen Fluge zugelassen worden waren. Wie sehr widerspricht die Wirklichkeit also jener pessimistischen Auffassung, die in dem Leben der Thierwelt nichts als den Kampf von Räubern sieht, die sich mit Krallen und Klauen zerreißen und das Blut ihrer Opfer trinken!**) Der beste Beweis dafür, daß der Kampf um das Dasein nicht einzig herrschendes Naturgesetz ist und daß die Entwickelung der Lebewesen sogar überwiegend durch das Gesetz der Sympathie bestimmt wird, ist die Thatsache, daß nicht die Arten, die am Besten für Raub und Mord ausgerüstet sind, sich am Glücklichsten entwickelt haben, sondern die anderen, die, schwach und schlecht zum Kampf gerüstet, einander um so eifriger unterstützen: nicht die grausamsten Thiere, sondern die gefühlvollsten haben gesiegt.

Das Alles trifft eben so für die primitiven Menschen oder Wilden zu, denn sowohl die vorgeschichtliche Zeit wie die Gegenwart zeigt uns eine große Zahl von Stämmen, die friedlich oder einträchtig von gemeinsamem Besitz und gemeinsamer Arbeit leben. Die Beispiele kriegerischer Völkerschaften, die, nur zum Kampf ausgestattet, von der Beraubung Anderer leben, sind selten genug, wenn sie auch häufig citirt werden. Unter den Genossen eines Stammes ist es ständige Moral, daß bei drohender Hungersnoth jeder sich

*) L. Buxbaum, Der Zoologische Garten, 1886, S. 133.

**) P. Krapotkin, Nineteenth Century, Nov. 1890, S. 702.

einschränkt, damit die Vorräthe um so länger reichen. Häufig beschränken sich die Großen zu Gunsten der Kleinen und verschmähen den Mißbrauch ihrer größeren Stärke.*) Die Menschheitgeschichte der Urzeit läßt keine Thatsache sicherer hervortreten als die, daß in allen Ländern der Welt die Gens, der Stamm, die Kollektivität als das eigentliche Wesen betrachtet worden sind, dem jeder Einzelne seine Arbeit und, wenn nöthig, sogar das Opfer seiner Persönlichkeit schuldete. Die Sympathie ist so stark entwickelt, daß sie unter Umständen selbst über den Tod hinaus sich bethätigt. So wissen wir, daß auf den Neuen Hebriden, wenn ein Kind starb, die Mutter oder Tante sich freiwillig das Leben nahm, um es in der anderen Welt zu pflegen.**) Selbst der Mord — oder richtiger: die Tötung mit Einwilligung — der Greise, die in vielen Ländern üblich ist, z. B. bei den Batta auf Sumatra und den Tschuktschen im nördlichsten Sibirien, darf eher als ein Beispiel des Mutualismus denn — wie gewöhnlich — als ein Beispiel der Barbarei der Völkerschaften, bei denen diese Sitte herrscht, gelten. In einer Gemeinschaft, in der Alle für einander leben und die Wohlfahrt der ganzen Gruppe die wichtigste Sorge jedes Einzelnen ist, wo außerdem die Schwierigkeiten der Ernährung in Folge Mangels und äußerster Kälte einen hohen Grad erreichen, muß der hilflose Alte, dessen ganzes vergangenes Leben durch die Theilnahme an dem gemeinsamen Kampf für die Existenz ausgefüllt war, einem Kampf, an dem er jetzt nicht mehr theilnehmen kann, sich auf das Schmerzlichste bedrückt fühlen; und das Leben, das er fortan nicht mehr sich selbst, sondern nur Anderen verdanken kann, muß noch viel schwerer auf ihm lasten als auf dem Greise der civilisirten Gesellschaft, der durch die geistigen Beziehungen und die sozialen Zusammenhänge bis zuletzt seinen Platz nützlich auszufüllen im Stande ist. Das Gnadenbrot zu essen, mit dem Gefühl, daß die thätigsten Mitglieder der Gemeinschaft gezwungen sind, es sich abzudarben, wird zu einer unerträglichen Qual; und die abgelebten Alten, die sich selbst zum Ueberdruß und Abscheu geworden sind, fordern von den Ihrigen als Gnade, in das Land des ewigen Friedens oder einer neuen ewigen Jugend eingehen zu dürfen. Ist die moderne und civilisirte Familie wirklich immer wohlthätiger gegen ihre absterbenden Glieder, die, von grausamen Krankheiten geplagt, thränenden Auges verlangen, daß man ihre Leiden verkürze, daß man sie von ihren Schmerzen befreie? Ihr Ruf verhallt, da die angeblichen Gebote der Kindes- und Gattenliebe verlangen, daß man sie ihr klägliches Dasein noch Wochen, Monate oder Jahre hindurch, bis zum natürlichen Ende, hinschleppen läßt. . .

Auch die kommunistische Form des Eigenthumes, die ursprünglich in der

*) Bulletin de la Société d'Anthropologie, 1888.

**) Gill in Waitz und Gerland, Anthropologie, S. 641.

ganzen Welt überwog und sich hier und da selbst in Ländern, wo das Privateigenthum zur herrschenden Form geworden ist, erhalten hat, beweist, wie sehr der Mutualismus gerade bei ackerbauenden Völkern vorherrschend zu sein pflegte, die eine ungewöhnlich hohe Stufe der Civilisation erreicht haben. Auch hier mußte die Sorge jedes Einzelnen hauptsächlich auf das allgemeine Wohlbefinden gerichtet sein. Das wird durch die Wortbildungen selbst bezeugt, die die verschiedenen bäuerlichen Kollektivitäten bezeichnen. So bedeutet der baskische Ausdruck: „Allgemeinheit", die russischen Bauerngemeinden heißen Mir: „Frieden", die serbischen Zadrughi: „Freundschaften", die Bratskiya der Buruten: „Brüderschaften". Ueberall, wo das Lateinische die Wurzel für andere Sprachen geworden ist, gilt die „Kommune" als Bezeichnung der gemeinschaftlichen Organisation, deren Mitglieder einander zu unterstützen verpflichtet sind, und das selbe Wort gilt als „Kommunion" in den romanischen Sprachen für Glaubensgemeinde und Abendmahl. Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Im Grunde beruht alle Mittheilung von Angaben, aller Unterricht, alle Propaganda auf dem Gesetz des gegenseitigen Beistandes. Niemand, sei er noch so sehr Egoist, scheut die Bemühung, mit seiner Art, die Dinge anzusehen und zu begreifen, auf Andere einzuwirken. Je mehr die Gesellschaft fortschreitet, um so mehr sieht auch der isolirte Einzelne, selbst wenn er sich Dessen nicht bewußt wird, Seinesgleichen in Allen, die ihn umgeben. Das Leben, das in seinen Anfängen für die niedersten Thiere nur vegetativ war, das selbst beim Menschen im Zustande der Unkultur sich nicht wesentlich über diese Stufe erhob, nimmt einen durchaus veränderten und weit höheren Charakter an, nachdem Verstand und Gefühl sich entwickelt haben. Mit dem erhöhten Bewußtseinszustande treten neue Daseinszwecke, neue Ziele neben den Zweck, um den sich ursprünglich Alles drehte: die Erhaltung der eigenen Existenz; der erweiterte Menschheithorizont umfaßt fortan das Leben der ganzen Menschheit.*) Aber auch schreckliche Rückfälle giebt es auf dem Wege des Fortschrittes. Die Sympathie, die so viel geleistet hat, um von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk die intellektuelle und moralische Veredelung zu tragen, weicht dem Kampf und der wilden Entfesselung des Hasses und der Rache; und in sonderbarer Verkehrtheit hat es niemals an Solchen gefehlt, die diesen brutalen Zusammenstößen, dem „schlimmen Kriege" des Homer, die Rolle eines großen erzieherischen Momentes für die Menschheit beilegen wollten und den Krieg als Lehrmeister priesen. Das sind letzte Ueberbleibsel der alten, abergläubigen Vorstellungen von der Kraft des Opfers, hervorgerufen durch die Schrecken des Unbekannten, durch die Furcht vor den bösen Geistern, die in der Luft schweben, und den Gespenstern der Verstorbenen, die das Leben wieder zu haschen suchen, indem sie die Lebenden töten.

*) Auguste Comte, Philosophie Positive, 1869, S. 494.

„Wisse, daß Blut nöthig ist, damit die Welt leben mag, damit auch die Götter leben, daß Blut nöthig ist, um die Schöpfung zu erhalten und die Gattung nicht aussterben zu lassen.“ „Wäre kein Blut vergossen, weder Stämme, noch Völker, noch Königreiche würden bestehen.“ „Das Blut, das Du vergossen hast, o Erlöser, wird den Durst der Erde stillen, die neues Leben durch Dein Blut empfängt.“ So psalmodiren die indischen Khond bei Darbringung des Sühneopfers, um das Fleisch zu theilen, die Felder mit den blutigen Stücken fruchtbar zu machen und den häuslichen Heerd zu weihen.*) Keine Stadt, keine Mauer wurde in alten Zeiten bei gewissen Völkern aufgebaut, ohne daß der Grundstein mit dem Blute eines Opfers besprengt wurde. Ein eiserner Pfeiler, der Radjahdhava, bezeichnet nach der indischen Sage die Mitte der Städte, die nach einander dort gestanden haben, wo das heutige Delhi steht, und dieser Pfeiler badet sich im Blute: er wurde an der Stelle aufgerichtet, wo das zahllose Heer der Drachenmenschen, d. h. der Ureinwohner, in den Boden gestampft wurde, zum Ruhme des Yudichtira, des Sohnes des Pandu.

Gewiß hat auch der Krieg als komplexe historische Erscheinung im Laufe der Entwickelung die Gelegenheit zu Fortschritten geboten, trotz Verwüstung, Vernichtung und allen Uebeln, die er unmittelbar mit sich führt. So mag dieser oder jener Zusammenstoß zwischen Stämmen oder Völkern durch voraufgegangene Forschungreisen bedingt gewesen sein, die werthvolle Kenntnisse von bis dahin unbekannten Gegenden verschafften, und nach dem Kriege mögen Verträge und Freundschaften geschlossen worden sein, die den Handels- und Verkehrsbeziehungen nützlich waren. Mögen diese Beziehungen in vortheilhafter Weise den Gesichtskreis von Völkern, die einander bis dahin fremd geblieben waren, vergrößert, ihren Besitz vermehrt und ihre Kenntnisse erweitert haben, so waren Das doch nicht sowohl Folgen der Kriege als der Rückkehr zum Frieden und, wenn die Abschlachtungen nicht stattgefunden, Verträge das Blutvergießen verhindert hätten, so würden die selben Vortheile ohne Opfer erreicht worden sein. Aber die Völker erinnern sich nicht ihrer ruhigen Zeiten und des stillen Fortschrittes, der ohne Pein und Verzweiflung war: nur die Jahre des Schreckens haben ihr Gedächtniß gefurcht und an diese Schicksalswenden knüpfen sich ihnen scheinbar alle Endthatsachen, während die bessere Einsicht Wohlthätiges und Schädliches scheidet und jede Gruppe mit den sie determinirenden Ursachen verbindet. Genug des Selbstbetruges: der Haß gebiert Krieg und Krieg gebiert Haß, Menschenliebe entspringt nur dem gemeinschaftlichen harmonischen Wirken. Den Kulturgewinn, den man dem Streit zuschreiben möchte, danken wir in Wirklichkeit der Sympathie.

Brüssel. Elisée Reclus.

*) Elie Reclus, Les Primitifs, S. 374.

Gladstones Tugenden.

Unter den Lobsprüchen, mit denen die gesammte europäische Presse Gladstones Andenken feiert, nehmen zwei ihm nachgerühmte Eigenschaften die erste Stelle ein: seine Uneigennützigkeit und seine vielseitige Bildung, die so ausgebreitet gewesen sein soll, daß ihn manche Tagesblätter ein lebendiges Konversationlexikon nennen. Die heutige Welt hat ein so kurzes Gedächtniß, daß sie es sich gefallen lassen muß, wenn ihr gelegentlich die Erinnerung für Dinge aufgefrischt wird, die eigentlich noch nicht alt genug sind, um schon vergessen zu sein.

Gladstone war in dem im Jahre 1841 zur Regirung gekommenen Ministerium Peel erst Vizepräsident, dann Präsident des Handelsamtes und als Solcher in hervorragender Stellung an dem Vorschlage des Kabinets betheiligt, den durch Sklavenarbeit produzirten Zucker mit einem höheren Eingangszoll zu belegen als den von freien Arbeitern hergestellten. Gladstone hatte zugegeben, daß diese Maßregel pekuniär schädlich und für den Handel nachtheilig, aber behauptet, daß ihre Durchführung aus moralischen Gründen geboten sei. Lord John Russells Gegenantrag kam im Unterhause am sechsundzwanzigsten Februar 1845 zur Verhandlung, nachdem Gladstone eben sein Amt niedergelegt hatte, da er — höchst bezeichnend für ihn insbesondere und für englische Verhältnisse im Allgemeinen — für eine Unterstützung geistlicher Anstalten durch die Regirung, wie sie eben in Betreff des katholischen Priesterseminars Saint Patricks in Maynooth beschlossen worden war, keine Verantwortung tragen zu können erklärte. In der Debatte legte Macaulay in einer höchst vorsichtig abgefaßten, aber doch hinreichend deutlichen Rede die ganze pharisäische Heuchelei des Regirungvorschlages und seiner Begründung dar, deren wahrer Sinn nur sein konnte, den aus den nordamerikanischen Freistaaten und aus Brasilien importirten Zucker schwerer zu belasten als den in den englischen Kolonien Westindiens und Südamerikas hergestellten und so unter dem Vorwande, die Sklavenarbeit in den Vereinigten Staaten und Brasilien zu treffen, den englischen Plantagenbesitzern, unter dem Schein, sie für ihre Verwendung freier Arbeiter zu belohnen, eine hohe Prämie zu bewilligen. Besonders hebt Macaulay den Unsinn hervor, einen Unterschied zwischen Zucker und Zucker je nach seiner Gewinnung durch Sklaven oder Freie zu machen und solche „moralische" Unterscheidung bei Tabak und Baumwolle zu vermeiden. Gladstone mußte sich vorhalten lassen, daß er im Jahre 1833, zu einer Zeit, wo die Sklaverei in den englischen Kolonien Westindiens noch nicht abgeschafft war, die Verwendung von Sklaven in den Zuckerplantagen vertheidigt und ihre Arbeit für weniger gesundheitschädlich erklärt hatte

als die in manchen englischen Fabrikbetrieben. Die Erklärung für sein ganzes Verhalten gab Macaulay offen und ehrlich in den Worten: Gladstone ist ein Westindier, — Das heißt: seine Vermögensinteressen liegen in den westindischen Zuckerplantagen und deren Produkte müssen, ob sie durch Sklaven oder durch freie Arbeiter erzielt werden, jedenfalls Zollschutz genießen. Macaulays Rede wurde im weiteren Verlauf der Debatte von einem Redner als eine Leistung bezeichnet, wie er sie glänzender und in ihren Erwägungen überzeugender noch niemals in seinem Leben gehört habe. Und was erwiderte Gladstone auf Macaulays, wenn sie nicht augenblicklich bündig widerlegt wurde, wenigstens in jedem anderen als in dem Mutterlande angelsächsischer Heuchelei geradezu vernichtende Anklage? Er beschränkte sich auf die kurze Bemerkung, er habe in allen über den Gegenstand geführten Debatten niemals auch nur mit einer Silbe behauptet, daß die Arbeit in den Zuckerplantagen lebensgefährlich sei.

Macaulay brauchte in seiner Rede die Umstände nicht näher zu erwähnen, die Gladstone mit der englischen Zuckerproduktion in Westindien verbanden, weil sie allen seinen Zuhörern bekannt waren. Sein Vater John Gladstones — später warf er als Sir John Gladstone das Schluß-s ab —, geboren 1764, gestorben 1851, kam aus Leith nach Liverpool, wo er durch Handelsgeschäfte reich wurde und große Plantagen in Demerara in Britisch-Guayana und anderswo kaufte, deren Produkte seine Schiffe nach England brachten. Als über die Aufhebung der Sklaverei verhandelt wurde, vertheidigte er die Sklaverei in Zeitungartikeln und Brochuren. Seines Sohnes erste rednerische Leistung im Unterhause war — am dritten Juni 1833 — eine Vertheidigungrede für seinen Vater, den der spätere Graf Grey wegen der Verwaltung seiner Plantage Vreedens Hop in Demerara angegriffen hatte. Der Vollständigkeit wegen füge ich hinzu, daß er in Seaforth, Liverpool und Leith Kirchen, auf seiner Besitzung Fasque eine Kapelle und in Leith ein Asyl für unheilbar kranke Frauen erbaut hat.

* * *

Im Jahre 1876 ließ Gladstone unter dem Titel Homeric synchronism ein Buch erscheinen, das man vielleicht als ein Gegenstück zu der Art bezeichnen kann, wie der englische und schottische Puritanismus das Alte Testament auffaßt. Wie das Alte Testament den Puritanern ihre Lebensordnung, z. B. in der Sabbathfeier, vorschreibt, so sind für Gladstone die homerischen Gedichte ein historisches Repertorium der ältesten griechischen Geschichte. Von Dem, was Poesie ist, hat dieser hölzerne, harte Verstand nicht die entfernteste Vorstellung. Seine Anschauung von der ältesten hellenischen Welt spricht er in folgenden Sätzen aus, die keines Kommentars bedürfen:

„Ramses II. war ein furchtbar sinnlicher Mensch (a portentous sensualist); er hatte 166 Kinder, darunter 59 Söhne. Vielleicht gab diese außergewöhnliche Form menschlicher Ausschweifung dem Dichter die Veranlassung zu dem so völlig unhelleniſchen und der griechiſchen Sitte (besonders wohl des Herakles?) widerlichen Charakterbilde des Priamos, der fünfzig Söhne und zahlreiche Töchter hatte ... Kurz, Hellas war den egyptiſchen Königen der achtzehnten, vielleicht auch denen der neunzehnten Dynastie unterthan ... Ramses II. galt offenbar für einen Mann von höchſt ausgebildeter Eigenart, der alle seine Vorgänger und Nachfolger durch sein Heldenthum in den Schatten stellte: in den homeriſchen Gedichten ragen nur zwei Gestalten über das Maß des Menſchlichen hervor, Achilles in den koloſſalen Maßen seines Empfindens und Handelns und Priamos mit der aſiatiſchen Lebensfülle (multiformity) seines Haushaltes, die so seltsam von der Keuschheit (modesty) altgriechiſchen Lebens abſticht. Beides kann in der Gestalt Ramses des Zweiten vorbildlich wieder gefunden werden.“ So als gründlicher Kenner des helleniſchen Alterthumes legitimirt, war Gladſtone vor allen Anderen befähigt, Schliemann zu verſtehen. Auf dringende Bitten Schliemanns übernahm er es denn auch, die Vorrede zu deſſen Buch „Mykenae“ zu ſchreiben. „Die Geſammtzahl der Körper (gemeint ſind Leichen) in den fünf Gräbern“, ſagt er in dieſer Abhandlung, „die auf ſechzehn oder ſiebenzehn angegeben wird, ſchließt drei Frauen und zwei oder drei Kinder ein. Die lokale Tradition hat Kunde von einer Geſellſchaft von Männern bei Agamemnon und von Kaſſandra und zwei Kindern, die ſie nach der Ueberlieferung geboren haben ſoll. Das iſt nur inſofern von Bedeutung, als es den alten Glauben bezeugt, daß Kinder in den Gräbern begraben lagen, denn Kaſſandra konnte erſt zur Zeit der Zerſtörung Trojas gefangen genommen ſein und die Ermordung erfolgte ſofort nach der Ankunft in Griechenland. Wahrſcheinlich genug iſt es aber, daß dieſe Kinder von einer anderen Konkubine ſtammten, die an die Stelle getreten ſein mag, die Briſeis einnehmen ſollte.“ Den hohen Reiz dieſer glänzenden hiſtoriſchen Kombination will ich weislich durch kein Wort der Würdigung beeinträchtigen.

Außerdem wird Gladſtones unerſchöpfliche Beredſamkeit faſt eben ſo hoch gerühmt wie die des Schwätzers Caſtelar, mit dem er auch in dem blinden Haß gegen alles Deutſche übereinſtimmt. Wir Deutſchen haben Gladſtones bittere Abneigung geduldig ertragen und ſeine Beredſamkeit hat uns im Gegenſatz zu der kernigen Rede des größten deutſchen Staatsmannes nur den Vergleich der furchtbaren Pſalmen, die die Gemeinde in engliſchen Kirchen blökt, mit den Chorälen nahe gelegt, die man in deutſchen Kirchen ſingt.

Hamburg. Franz Eyſſenhardt.

Der Maikäfer.

Herrn Dr. Wehrpfanne, dem Redakteur des konservativen Amtsblattes von Glückshausen, passirte die Unannehmlichkeit, daß er dem in der Stadt in Garnison liegenden thüringischen Prinzen einen großen, schwungvollen Leitartikel zum Geburtstag widmete, während, wie er dann erfuhr, die Durchlaucht nicht am siebenten Januar, sondern am siebenten Juni geboren war. Dr. Wehrpfanne, ein Mann von imponirendem Aeußeren und Auftreten, so wie man es von dem Leiter eines Amtsblattes verlangte, war außer sich über das Versehen. Es ließ sich aber leider nicht ändern, obwohl der Redakteur in eigener Person mit dem Prinzen darüber verhandelte, ob es nicht im Interesse der guten konservativen Sache das Beste sei, Aergernisse zu vermeiden und die Geburtstagsfeier, als zu Recht bestehend, auf den einmal genannten Januartag zu verlegen. Der Prinz, ein Lebemann, den man in die kleine Garnisonstadt gesteckt hatte, weil man glaubte, daß er hier am Wenigsten Gelegenheit finden werde, unangenehme Streiche zu begehen und Schulden zu machen, der Prinz wollte auf eine ausgiebige und wohlvorbereitete Feier seines Geburtstages nicht verzichten und lehnte den Vorschlag ab. So erfuhr denn die ganze Stadt Glückshausen, daß der in ihren Mauern weilende Prinz erst in fünf Monaten Geburtstag habe und daß das Amtsblatt einen derben Bock geschossen habe. Die Honoratioren der Stadt erfuhren die Sachlage bereits an dem selben Tage und erzählten sie einander mit geheimer Schadenfreude; das Gros der Bevölkerung aber erfuhr sie erst am nächsten Tage durch die Glückshausener Nachrichten, ein liberales Blatt, das das Versehen seines Konkurrenten nicht vorübergehen lassen konnte, ohne allgemeine moralische Betrachtungen über den Servilismus unserer Zeit, und wie er bisweilen bestraft werde, daran zu knüpfen.

Von dem Tage an gewannen die „Nachrichten" an Ansehen, Abonnenten und Inserenten in Glückshausen, zumal sie nicht verfehlten, glänzende Artikel gegen den Konservativismus, wie er von Amtsblättern und besonders von dem Amtsblatt von Glückshausen vertreten werde, zu schreiben. Wie speziell dieses Blatt den Konservativismus auffasse, Das habe man ja bei der Geburtstagsaffaire gesehen. Da in Glückshausen von den Leuten, die anständig genug waren, um für das Abonnement einer Zeitung in Betracht zu kommen, etwa die Hälfte konservativ und die Hälfte liberal war, so hatten beide Blätter einen schweren Stand. Die „Nachrichten", die erst seit ein paar Jahren existirten, suchten sich dadurch zu helfen, daß sie nicht den Konservativismus überhaupt, sondern nur den vom Amtsblatt vertretenen bekämpften. Das hatte eine sehr gute Wirkung, denn nun konnten auch Konservative das liberale Blatt, das besonders in der Geschäftswelt gelesen wurde und die Inserate etwas billiger berechnete, halten. Leider aber dauerte das Uebergewicht der „Nachrichten" nicht lange, denn das Amtsblatt bekämpfte von dieser Zeit an ebenfalls nicht mehr den Liberalismus, sondern nur „die von den Nachrichten vertretenen persönlichen liberalen Anschauungen". Auf diese Weise berührten sich die Ansichten der beiden Blätter in einer gewissen konservativliberalen Politik, so daß sie von den konservativen wie von den liberalen Abonnenten mit etwa gleicher Zustimmung und gleichem Genuß gelesen werden konnten. Je mehr aber auf politischem Gebiet in beiden Lagern Einigkeit herrschte, um so mehr bekämpfte man einander überall sonst in Dingen, die weniger die Leser

als die Redaktionen und die Verleger der beiden Zeitungen angingen. Wer das Amtsblatt las, Der kam nach und nach zu der Ueberzeugung, daß an allem Elend, das es in der Welt gab, an den sozialen Schwierigkeiten, an der Geschäftskrisis, an der schlechten Orthographie, an den Gemeindelasten, an dem verwahrlosten Zustande der kleinen Bäckergasse, an dem Panama-Skandal die Glückshausener Nachrichten schuldig seien. Leider nützte Das dem Amtsblatt nicht viel, denn die „Nachrichten" brachten ihren Abonnenten etwa die selbe Ueberzeugung von dem Amtsblatt bei.

So hielten die beiden Preßorgane von Glückshausen an Ansehen und Abonnentenzahl einander etwa die Wage, bis dem Redakteur Dr. Wehrpfanne der Streich mit dem Geburtstag des Prinzen passirte. Von der Zeit an hatten die „Nachrichten" entschieden die Oberhand, sie triumphirten und herrschten in Glückshausen: Sie hatten das Wort „Geburtstagsscherz" zu einer Art Stichwort gemacht, mit dem sie das Amtsblatt höhnten und Alles bekämpften, was dieses Blatt vorbrachte. „Geburtstagsscherz" wurde ein geflügeltes Wort in Glückshausen; ein Böttchermeister, der die Heringstonne eines Kaufmannes einen Geburtstagsscherz genannt hatte, wurde von dem Kaufmann mit Injurien beladen, so daß die Sache vor das Gericht kam. Dadurch wurden die „Nachrichten" noch populärer und das Amtsblatt verlor noch mehr Abonnenten und bekam auch keine neuen.

Das Glück blieb freilich den „Nachrichten" nicht lange hold, obgleich sie ihren Liberalismus noch konservativer einrichteten, um auch den konsequentesten Gegnern den Eintritt in den Kreis ihrer Leser zu erleichtern. Es war nämlich gegen Anfang April, als in dem gelesensten Blatte der Stadt die Nachricht erschien, daß am gestrigen Tage der erste Maikäfer des Jahres in der Redaktion vorgezeigt worden sei. So unschuldig nun diese Nachricht im Allgemeinen erscheinen mag, so lag darin doch der Keim aller Stürme, die von nun an über Glückshausen und seine Presse hereinbrechen sollten. Der selbe Mann nämlich, ein Arbeiter in einer Gärtnerei, der dem Redakteur der „Nachrichten" den Maikäfer in lebendiger Gestalt, mit sämmtlichen unverkürzten sechs Beinen und rothen, epauletteähnlichen Fühlern, vorgezeigt hatte, war einige Tage vorher auch bei dem Amtsblatt gewesen und hatte dort ebenfalls das seltene Kerbthier vor dem Redakteur, den beiden Verlegern, dem Reporter und den drei Setzern demonstrirt. So sehr das ganze Amtsblatt nun aber an dem Ereigniß Interesse genommen hatte, so brachte es die Nachricht doch nicht sofort, da gerade Wochenmarkt war und die Inserate einen großen Platz wegnahmen. In der nächsten Nummer vergaß es leider die Nachricht; und der Arbeiter, der die Neuigkeit im Amtsblatt nicht erwähnt fand, ging nun zu den Nachrichten, die nichts Eiligeres zu thun hatten, als das Naturwunder dem Publikum mit dem nöthigen Aplomb zu berichten. Die beiden Verleger des Amtsblattes machten daraufhin dem Dr. Wehrpfanne bittere Vorwürfe, daß durch seine Schuld die „Nachrichten" wieder einmal eine interessante Neuigkeit zuerst gebracht hätten. Der Redakteur warf sich in die Brust und sagte, er werde sofort die Scharte auswetzen. Eiligst ging er in den Setzerraum, um dort etwas Gepfeffertes gegen die „Nachrichten" zu ersinnen. Hier, wo die drei Setzer eifrig bei der Arbeit waren, um seine Geistesthaten in Buchstaben und gedruckte Worte umzusetzen, hier überkam ihn stets ein erhabenes Gefühl von der Würde der Presse, so daß ihm das Schreiben hier am Besten

gelang. Er las also die Maikäfernotiz der „Nachrichten" wiederholt vor sich hin und drehte sie nach rechts und nach links, um zu sehen, ob sich daran Etwas mäkeln ließ. Dabei kaute er an seinem Federhalter, tauchte immer wieder in das Tintenfaß, so daß die Setzer merken mußten, wie eifrig er beschäftigt war, und große Ehrfurcht vor ihm bekamen. Leider fiel ihm lange nichts ein, doch er hatte Zeit und zerriß einen Redaktionbriefbogen nach dem anderen, — was er mit um so größerer Seelenruhe that, als es auf Kosten der Verleger ging. Endlich fand er die richtige Idee, was er dadurch kundgab, daß er laut in die Hände klatschte, so daß die Setzer erschreckt in ihrer Arbeit innehielten und den Machthaber der Presse von der Seite anguckten. Er aber schrieb jetzt dampfend darauf los, er theilte den Lesern des Amtsblattes mit, daß bereits einige Tage vorher ein Maikäfer in der Redaktion eingeliefert worden sei, wodurch man sehen könne, daß sich alle Dinge im Amtsblatt um etwa eine halbe Woche früher ereigneten als in gewissen anderen Blättern. Wenn dieses die Nachricht gleichwohl nicht gebracht habe, so liege Das hauptsächlich daran, daß es seine Spalten mit idealeren und wichtigeren Dingen zu füllen wisse als mit Berichten über Maikäfer, die an und für sich schon durch ihre Gefräßigkeit und Kurzsichtigkeit das Sinnbild des Materialismus und des Banausenthumes darstellten, — Tugenden, für die sich andere Leute als die vom Amtsblatt begeistern könnten.

Auf diesen versteckten, aber offenkundigen und von der Partei des Amtsblattes viel belachten Angriff antworteten die „Nachrichten" damit, daß sie bemerkten, es sei sehr leicht, hinterdrein zu behaupten, daß man eine Nachricht früher gehabt habe als Andere. Leider würden freilich die Dummen nicht alle, die Alles für baare Münze annähmen, was von Amtsblättern gedruckt werde. Und was Das anbelangt, daß alle Ereignisse in der Redaktion eines gewissen Blattes eher eintreten als anderswo, so bezieht sich Das wahrscheinlich auf die Geburtstagsgeschichte des Prinzen, wo man den festlichen Tag sogar um ein halbes Jahr voraus gewußt und gefeiert habe. Ein so ideales Umspringen mit der Zeit sei bei den „Nachrichten" allerdings nicht beliebt, um so weniger, als man es im Materialismus und im Banausenthum doch noch nicht so weit gebracht habe, nur an lukullische Geburtstagsfeste hochgestellter Persönlichkeiten zu denken. Uebrigens sei der Maikäfer vom größten Interesse für die Stadt Glückshausen und Umgebung und es zeuge von argem Unverständniß und schnöder Gleichgiltigkeit gegen die Empfindungen der Bürger, wenn man ein solches Thier, dessen furchtbaren Schaden Jeder in seinem Garten und in seinem Felde wahrnehme, nicht im Auge behalte. Deshalb sei es sehr wohl der Beruf der Presse, Ereignisse, die sich auf den Maikäfer, auf den Engerling, aus dem sich bekanntlich der Maikäfer entwickele, auf den Drahtwurm und andere Würmer beziehen, zu berichten.

Da in einer so guten und ehrenwerthen Stadt wie Glückshausen aufregende Ereignisse im Allgemeinen nicht vorkommen und wissensdurstige Leute dort für gewöhnlich allein auf die in der Zeitung berichteten Unglücks- und anderen Fälle angewiesen sind, so kann man ermessen, daß der Streit zwischen den beiden Blättern die Bürger in Athem hielt. Nachdem die „Nachrichten" ihren Gegner so abgefertigt hatten, hielt Jeder ihn für vernichtet und inserirte sein frisches Schweinefleisch und seine neuen Heringe in den „Nachrichten". Nur ein alter Handwerker und der Postmeister meinten, man müsse erst die Antwort des Amts-

blattes abwarten, ehe man urtheilen dürfe; sie wurden aber in Folge dieser Meinung gänzlich ignorirt und geriethen so völlig in Verachtung, daß sie nicht einmal einen dritten Mann zum Skat fanden. Endlich, nach drei Tagen, erschien das Amtsblatt wieder und brachte einen sehr ausführlichen Artikel über den Maikäfer, worin es zunächst die Redaktion der „Nachrichten" der größten Ignoranz zieh, daß sie den Engerling und Drahtwurm für Würmer anstatt für Insekten halte. Daran könne man sehen, was für Leute heutzutage sich berufen fühlten, Leiter des Volkes zu sein. Diesen Irrthum der „Nachrichten" bauschte das Amtsblatt nun derartig auf, daß die Bürger von Glückshausen und Umgegend am Abend, wo das Blatt erschien, der Meinung waren, daß Alles, was die „Nachrichten" je gedruckt hätten und noch drucken würden, erlogen oder mindestens das Geschreibsel von Schulknaben sei. Aber noch ein anderer Treffer stand in dem triumphirenden Blatte. Es hatte über den Maikäfer bei dem Arbeiter recherchirt, um ihn zum Zeugen der Priorität anzurufen; dabei hatte es denn erfahren, daß der Arbeiter den selben Maikäfer, den er ihm vorgezeigt, auch zu den „Nachrichten" getragen hatte. Diese Thatsache wußte Dr. Wehrpfanne so geschickt anzubringen, daß es schien, als ob die „Nachrichten" den Maikäfer gewissermaßen entwendet und damit eine Art Plagiat begangen hatten und überhaupt nur auf Kosten des Amtsblattes ihre literarische Existenz fristeten. Aber noch einen dritten Trumpf vermochte das glückliche Amtsblatt auszuspielen. Es hatte nämlich von dem Arbeiter auch erfahren, daß die „Nachrichten" ihm für seinen Maikäfer nur zehn Pfennige bezahlt hatten, während das Amtsblatt ihm fünf Groschen für seine Mühe gegeben hatte. Diesen Umstand stellte nun das konservative Blatt als eine Ausbeutung der Arbeitkraft hin, die eben nur in einem liberalen Blatte wie den „Nachrichten" möglich sei, wo man das Wohl der ärmeren Klassen immer im Munde führe, wo man selbst Interesse für die von Maikäfern angerichteten Schäden erheuchle, während es doch Jedermann klar sei, daß nur ein konservatives Blatt die Interessen des Land- und Gartenbaues pflege und damit selbstverständlich auch dem Maikäfer die ihm gebührende Beachtung nicht versage.

Die Bürger von Glückshausen waren denn auch an diesem Abend sofort auf der Seite des Amtsblattes und inserirten in diesem ihr frisches Schweinefleisch und ihre neuen Heringe. Besonders war man empört über die Schäbigkeit der „Nachrichten" gegenüber dem Arbeiter; und im „Goldenen Löwen", wo die angesehenen Bürger der Stadt verkehrten, veranstaltete man eine Sammlung zu Gunsten des Gartenarbeiters, wobei 2 Mark und 35 Pfennige einkamen, die freilich von den Beisteuernden wieder zurückgenommen wurden, da der Gärtner, bei dem der Arbeiter in Lohn stand, diesen als ein gefährliches Subjekt bezeichnete, das mit den Sozialdemokraten in Berlin neuerdings Beziehungen unterhalte. Trotzdem war man über die „Nachrichten" noch entrüstet genug; und der alte Handwerker und der Postmeister, die wiederum meinten: „Abwarten!" fielen noch mehr in Verachtung und fanden wieder keinen dritten Mann zum Skat.

Das Amtsblatt behielt von der Zeit an die Oberhand, und wenn auch noch in den nächsten Wochen der Kampf hinüber und herüber schwankte und die Bürger von Glückshausen noch mehrmals bald den „Nachrichten" und bald dem Amtsblatt Recht geben mußten, so blieb doch die Unwissenheit der „Nachrichten" und ihre Schäbigkeit gegenüber dem Gartenarbeiter als Brandmal haften. Der

Gartenarbeiter Maschke, der den Anstoß zu dem Streit gegeben hatte, wäre dabei entschieden sehr berühmt geworden, wenn er sich nicht leider gar zu sehr kompromittirt hätte. Es wurde nämlich bekannt, daß er, wenn auch ein sehr tüchtiger Arbeiter, ein Wühler sei, und man redete im Goldenen Löwen sogar davon, daß er die arme Bevölkerung der Stadt tyrannisire und sozialistisch bearbeite.

Der Gartenarbeiter Maschke war, obwohl er nicht in Glückshausen geboren war, ein heller Kopf, der außer seinem Steckenpferde, dem Sozialismus, sich auf allerhand kurzweilige Studien warf. Während er in Berlin in einer Gärtnerei beschäftigt gewesen war, hatte er öfters gelesen, daß ganz zeitig im Jahre Maikäfer den Redaktionen eingeliefert worden waren. Als er nun nach Glückshausen kam, war es ihm darum zu thun, möglichst zeitig solche Thiere zu finden, um dann das Naturwunder in den Blättern, womöglich mit Nennung seines Namens, veröffentlichen zu lassen. In diesem Jahr war es ihm zum ersten Male gelungen, schon in den ersten Apriltagen eines Käfers habhaft zu werden. Welches Aufsehen die Entdeckung machte und welche Stürme sie hervorrief, Das ist bereits zu schildern versucht worden. Maschke aber sah vergnügt seinen Ruhm wachsen und trachtete danach, ihn zu vermehren. Er hatte nämlich jetzt die richtige Methode gefunden, um Maikäfer möglichst zeitig zum Gebrauch für Redaktionen zu liefern. Im nächsten Jahr hoffte er bereits früh im März die Naturwunder präsentiren zu können und sie so geschickt wirken zu lassen, daß die Bürger von Glückshausen dann von Neuem einen lange anhaltenden Genuß haben könnten. In der Gärtnerei, in der er arbeitete, waren nämlich sehr viele Frühbeete, von denen einige sich in solcher Unordnung befanden, daß sie nicht mehr benutzt wurden. Der Meister war ein guter, alter Mann, der Neues nicht leiden mochte und darum Alles verfallen ließ. Mit Maschke aber, der sich in seiner langen Praxis schon bald so viel Gärtnerei angeeignet hatte wie der Meister, kam dieser gut aus, wenn er ab und zu noch ein paar Weiber zum Graben und Jäten annahm. Radieschen, frühe Bohnen, Schoten, Gurken, die gangbarsten Obstbäume, Nelken, Stiefmütterchen und Dergleichen konnte Maschke behandeln wie ein gelernter Gärtner und mehr brauchte er hier in Glückshausen nicht, da hier doch nach Raritäten Niemand fragte, höchstens der junge Doktor und der Amtsrichter. Maschke schaltete und waltete also in der Gärtnerei fast wie der Meister und ließ wie dieser das Unkraut wachsen, die Raupen den Kohl abfressen und die Warmbeetkasten verfallen. Von diesen hatte er nun einen für sich in Beschlag genommen; allmonatlich düngte er das Beet frisch, grub es um und besäte es mit Kopfsalat, weil er wußte, daß dieser Salat eine beliebte Speise für Engerlinge ist. Wo er nun irgend ein solches Thier entdeckte, hob er es sorgfältig auf und that es in seine Menagerie, wie er das Mistbeet nannte. Das letzte Mal hatte er nun leider, da der Sozialismus ihn gerade stark beschäftigte, versäumt, die Erde mit den Engerlingen aus der Menagerie rechtzeitig in ein anderes halbwarmes Frühbeet zu schütten, er hatte diese seine zweite Lieblingsbeschäftigung erst anfangs März aufnehmen können, so daß er vor April nicht mehr die Freude hatte, die Redaktionen mit einem Maikäfer zu beglücken. Im nächsten Jahr aber sollte die Kultur der Engerlinge so rationell und prompt betrieben werden, daß er vielleicht gar schon vom März an täglich mit frischen Maikäfern aufwarten könnte.

Sein Ehrgeiz wurde nun noch dadurch mächtig angestachelt, daß Herr Dr. Wehrpfanne eines Tages in eigener Person zu ihm in die Gärtnerei kam, als

er gerade damit beschäftigt war, die Gurken mit flüssigem Dünger zu begießen. Obwohl nun dem Redakteur des Amtsblattes die Thätigkeit des Gartenarbeiters wenig angenehm däuchte, so redete er doch sehr herablassend zu Maschke und stellte ihm vor, wie es im Interesse der guten Sache ihm sehr erwünscht wäre, im nächsten Jahr recht zeitig einen lebenden Maikäfer zu erhalten. Bei dem Antheil, den das Publikum an der vorzeitigen Entdeckung der Insekten nähme, sei es Pflicht und Recht der Presse, Alles zu thun, um diesem Wissensdrange gerecht zu werden. Das Amtsblatt setze daher ihm, Maschke, eine Summe von zehn Mark aus, wenn er der Redaktion den ersten Maikäfer des Jahres einliefere und zum dauernden Besitzthum überlasse. Maschke versprach Das und ließ durchblicken, daß er die geeignete Person für diese schwierige Sache sei, da sowohl Beruf wie Neigung ihn dazu führe, sich im Interesse der Allgemeinheit mit Maikäfern zu beschäftigen. Er sei zwar ein einfacher Arbeiter, aber es gäbe, wenn er nicht irrte, Beispiele, daß auch Arbeiter Etwas für die Wissenschaft gethan hätten. Was die Maikäfer anbelange, so könne er sagen, daß er sie eben so gut, wenn nicht besser kenne als ein Professor, der sich von irgend Jemandem einen Maikäfer besorgen lasse und ihn dann in seiner Stube studire, wo die Maikäfer doch andere Gewohnheiten und Unarten annehmen als im Freien. Dr. Wehrpfanne war erstaunt über die gebildete Ausdrucksweise und das aufgeweckte Wesen Maschkes, zumal in seiner Zeitung die Sozialisten als dumme Jungen oder Trunkenbolde geschildert werden mußten. Er ging jedenfalls mit dem Bewußtsein davon, im nächsten Jahr den ersten Maikäfer zu besitzen und damit einen weiteren Vorsprung vor den „Nachrichten" zu bekommen, — eine Sache, die gewiß zehn Mark werth war, zumal sie die Verleger zahlen mußten.

Nun begab es sich leider, daß der Redakteur und die Verleger der „Nachrichten" — zwar einige Monate später — ebenfalls zu Maschke kamen, um bei ihm einen frühzeitigen Maikäfer zu bestellen. Der Arbeiter gerieth in einige Verlegenheit; da er aber ein findiger Kopf war, so versprach er, sein Möglichstes zu thun, um die Herren zufrieden zu stellen. Er erzählte unumwunden seine Abmachung mit dem Amtsblatt, doch wolle er es möglichst so einrichten, daß sie trotzdem die Kunde von dem ersten Maikäfer früher in ihre Spalten aufnehmen könnten als das Amtsblatt. Für diesen Fall sagte ihm der Redakteur der „Nachrichten" dreißig Mark zu; der eine der beiden Verleger meinte freilich, zwanzig Mark wären auch genug, da der andere aber nur fünfzehn Mark aus der gemeinsamen Kasse bewilligen wollte, so blieb es bei dem letzten Betrage. Immerhin sah Maschke, daß die Wissenschaft Etwas abwirft, und gelobte sich feierlich, alle freie Zeit, die ihm die Gärtnerei und die Agitation lasse, für die Erforschung des Maikäfers und für ähnliche Dinge zu verwenden. Er beschloß sogar, Käfer und Schmetterlinge zu sammeln und sie an Lehrer und Schulkinder zu verkaufen, Stück für Stück zehn Pfennige, im Dutzend billiger, Raritäten etwas theurer.

Während so die Presse von Glückshausen früh darauf bedacht war, Stoff für das Lesebedürfniß ihrer Abonnenten herbeizuschaffen, wogte der alte Kampf zwischen den beiden Zeitungen hin und her und die Sache mit dem Maikäfer wurde noch oft von dem Amtsblatt erörtert, um den „Nachrichten" das Leben schwer zu machen, worauf diese dann jedesmal mit dem Geburtstagsscherz antworteten. So zogen sich die gegenseitigen Reibereien bis in den Anfang des nächsten Jahres

hinein und sie hätten auch jetzt nicht aufgehört, wenn nicht gerade die Reichstagsperiode abgelaufen gewesen wäre und die Neuwahlen vor der Thür gestanden hätten. Um diese Zeit kam jedesmal eine friedliche Stimmung über die Presse von Glückshausen. Der Wahlkreis nämlich, in dem die Stadt lag, war vom Anbeginn an durch den alten Baron Warmeshagen vertreten gewesen, einen biederen, leutseligen Herrn, der allgemein beliebt war und sich um das Wohl der Stadt durch verschiedene Stiftungen und die Errichtung von öffentlichen Bedürfnißanstalten sehr verdient gemacht hatte. Man wählte ihn, wie man ihn jedesmal gewählt hatte, obgleich er im Reichstag den Freikonservativen zugezählt wurde. Die Presse von Glückshausen aber war eifrig bemüht, eine Spaltung der Bürger in politische Parteien zu verhüten, da beide Zeitungen nach Lage der Sache darauf bedacht sein mußten, Abonnenten zu bekommen, gleichviel welcher Richtung sie angehörten. Sie vermieden deshalb zur Zeit der Wahl ganz besonders streng alle Ansichten, die darauf schließen lassen konnten, daß sie einer bestimmten Partei angehörten. Diese Haltung der Presse übte denn auch eine sehr beruhigende Wirkung auf die Gemüther der Bürger und auf den ganzen, meist aus Fabrikdörfern bestehenden Wahlkreis aus, und wenn auch die Betheiligung an der Wahl nicht stark war, so dachte doch Keiner daran, einen Anderen als den alten Warmeshagen zu wählen. Daß freilich bei der letzten Wahl auch ein Sozialdemokrat ein paar armsälige Stimmen von irgend welchen mauvais sujets erhalten hatte, kam gar nicht in Betracht und gab höchstens Stoff zum Lachen. In einer so guten Stadt wie Glückshausen vermochte der Geist des Umsturzes niemals Fuß zu fassen, trotzdem es Fabriken genug gab, die aber „wahre Musteranstalten" waren, wie die Presse sich ausdrückte.

Es war zwar auch diesmal ein Sozialist aufgestellt worden, und zwar der berüchtigte Maschke, woraus die Bürger ersahen, daß dieser Mensch wirklich der Sammlung, die man für ihn beinahe veranstaltet hätte, ganz unwerth gewesen wäre. Im Uebrigen aber schenkten sie der Sache keine Bedeutung, da es ihnen gleichgiltig sein konnte, ob sich Einer blamiren wollte oder nicht. Bei der letzten Wahl hatte der Sozialist 11 Stimmen bekommen, diesmal würde er 13 oder 17 bekommen: was ging es sie an; es mußte auch solche Käuze geben. Das gute Beispiel, das die Presse von Glückshausen in politischer Ruhe und Zuvorkommenheit den Bürgern gab, wirkte freilich insofern unheilvoll, als Maschke ganz unbeachtet eifrig weiter agitiren und wühlen konnte. Die Arbeiter wurden nach und nach stiller, betranken sich seltener und schlugen sich nur ausnahmweise, so daß der alte Stadtgendarm wenig Arbeit hatte und sich den Trunk angewöhnte. Dagegen konnte man sie häufiger und in dicht zusammengedrängten Gruppen stehen sehen, und wenn sie auseinander gingen, sahen sie sich fest an und drückten einander die Hand.

So herrschte also in dieser Zeit der Wahlen überall ringsum Friede und Eintracht im öffentlichen Leben der guten Stadt Glückshausen. Dr. Wehrpfanne verkehrte sogar während dieser Zeit in dem selben Gasthause wie der Redakteur und die Verleger der „Nachrichten", wenn auch an einem anderen Tische. Konservative und Liberale rühmten die Vorzüge ihres altehrwürdigen Volksvertreters, — ein Lob, das diesen Herrn einige Faß Bier und Cigarren kostete. Kurz, das Leben war nie so schön gewesen wie jetzt. Die allgemeine Eintracht dauerte nun freilich nicht länger als bis zum Abend vor der Wahl. Dem viel beschäftigten Maschke war

leider das Unglück passirt, daß er gerade an diesem Tage — es war um die Mitte März — zwei Maikäfer auf einmal auf der alten kahlen Kastanie entdeckte, die nah bei seinem Frühbeet stand. Offenbar waren sie aus dem Beet, das er täglich zu lüften pflegte, ausgekrochen, um auf einem Baum, wie Maikäfer thun, ihr weiteres Leben fortzuführen. Nun kamen ihm die Kerbthiere zwar jetzt wenig erwünscht, aber da sie einmal vorhanden waren — es waren zwei schöne dicke Kerlchen, der Eine mit einem schwarzen, der Andere mit einem rothen Schild —, da sie nun einmal da waren, mußte man sich ihnen widmen. Das machte sich nun glücklicher, als Maschke gedacht hatte. Den einen Käfer, den er zuerst entdeckt hatte, trug er, seiner Verabredung gemäß, zum Dr. Wehrpfanne. Der war sehr entzückt und ließ Maschke, der ihm zusichern mußte, daß Dies der erste Maikäfer sei und daß er davon den „Nachrichten" nichts erzählen werde, zehn Mark aus der Kasse einhändigen, — Das heißt: neun Mark fünfzig Pfennige, denn die Aufbewahrung und die Mühe, die die Besichtigung des Maikäfers durch das Publikum dem Verlag verursachen würde, sei sicher mehr als fünfzig Pfennige werth und man könne nicht verlangen, daß die Redaktion Alles umsonst thue. Maschke wollte protestiren, doch schnitt ihm der Herr Doktor mit der liebenswürdigen Bemerkung das Wort ab, daß er ihm zu seiner Führerschaft Glück und eben so viele Wähler wünsche, wie er eben Mark empfangen habe. Maschke dankte still und zog mit seinem zweiten Maikäfer auf die Redaktion der „Nachrichten", um dort fünfzehn Mark und einige Sticheleien, die er tapfer ertrug, in Empfang zu nehmen. Den „Nachrichten" war es nun vergönnt, ihren Lesern die erste Kunde vom ersten Maikäfer zu bringen, da sie noch am Abend des selben Tages erschienen. Da die Antwort des Amtblattes, das erst am nächsten Abend — also nach der Wahl — erschien, nicht mehr in der Wahlzeit erfolgen konnte, so war eine Aufrüttelung der politischen Leidenschaften und Gegensätze der Bürger und damit ein Abfall vom Abonnement nicht mehr zu befürchten. So konnten die „Nachrichten" die sensationelle Neuigkeit mit der Zuversicht bringen, daß alle gutgesinnten Bürger der Stadt Glückshausen mehr denn je von der Promptheit und Zuverlässigkeit dieses Blattes überzeugt werden würden. Die „Nachrichten" versäumten denn auch nicht, die Notiz mit den nöthigen Bemerkungen auszustatten. Einen Maikäfer, einen wirklichen, lebenden Maikäfer, den sich jeder auf der Redaktion ansehen könne, schon Mitte März zu besitzen: Das sei das Bedeutendste, was je ein Blatt, selbst die in der Hauptstadt nicht ausgenommen, an Schnelligkeit und Findigkeit zu leisten vermocht habe. Wie sie schon im vorigen Jahre zuerst die Mittheilung über den ersten Maikäfer gebracht, so hätten sie diesmal sich erst recht als ein Blatt erwiesen, das für Jedermann in Glückshausen und Umgegend geradezu unentbehrlich geworden sei.

Die Wirkung dieser Ausführungen auf das Amtsblatt und den Dr. Wehrpfanne zu schildern, erlasse man mir in Güte. Nur Das sei bemerkt, daß am folgenden Tage in den Geschäftslokalitäten des Amtsblattes ein Tintenfaß nach dem andern zerbrochen, dem einen Setzer gekündigt und die Redaktionschere mehrmals an die Wand geworfen wurde. Als der Abend jedoch wieder hereinbrach und das Amtsblatt gedruckt in Dr. Wehrpfannes Händen war, hatte er die volle Fassung und das Selbstbewußtsein, das ihm in großen Augenblicken eigen war, wiedergewonnen. Er hatte zwar gegen Maschke nichts ausrichten können,

da dieser Patron seiner Verabredung gemäß den ersten Maikäfer dem Amtsblatt übergeben hatte; aber er hatte auch erfahren, daß der Arbeiter erst den zweiten Käfer den „Nachrichten" überliefert hätte. Darauf gründete er die Angriffe, die er gegen die „Nachrichten" schleuderte und die er heute in einen ganzen Artikel zusammengefaßt hatte, der „Der Maikäfer" überschrieben war. Darin war in flammenden Worten der Nachweis geführt, daß den Bürgern von Glückshausen gestern nicht der erste, sondern der zweite Maikäfer angekündigt worden sei. Diese Enthüllung sei, wie es in dem Artikel weiter hieß, um so vernichtender, als daraus hervorgehe, daß man den Versuch gemacht habe, den guten Bürgern das Recht auf den ersten Maikäfer hinterlistig zu entziehen. Den ersten und allein echten Maikäfer aber besitze selbstverständlich das Amtsblatt, das hier, wie immer, sich als erstes und bestes Blatt für Glückshausen und Umgegend bewährt habe. Jeder Versuch aber, ihm diese Stellung zu rauben und sich mit den Federn des Amtsblattes zu schmücken, werde so kläglich scheitern wie diesmal, wo selbst die so fein eingefädelte Intrigue mißlungen und der wahre Sachverhalt nebst dem wahren und ersten Maikäfer ans Licht gekommen sei.

War nun die öffentliche Meinung von Glückshausen schon am Abend vorher beim Erscheinen der „Nachrichten" in starke Bewegung gerathen, so entfesselte jetzt das Amtsblatt in den Gemüthern, die sich in der Wahlzeit zur Ruhe gezwungen hatten, einen neuen Sturm der Leidenschaft. Im Goldenen Löwen hatten sich an dem Abend die Bürger sehr zahlreich eingefunden, angeblich, weil dort, wie jedesmal, das Wahlresultat zuerst verkündet wurde. Eigentlich zwar liefen alle Nachrichten aus den einzelnen städtischen und ländlichen Bezirken in dem Hauptwahllokal, einem Saal des Rathhauses, ein, aber dorthin gingen nur die Leute, die direkt mit dem Wahlgeschäft betraut waren. Die Uebrigen fanden es im Goldenen Löwen, wo man seinen Stammplatz hatte und das beste Bier bekam, viel behaglicher. Außerdem war das Wahlresultat ja Keinem zweifelhaft; doch hörte es sich sehr schön an, wenn man zu Hause sagen konnte: Frauchen, heute wird das Wahlresultat im Goldenen Löwen verkündigt, heute muß ich etwas länger bleiben. An jenem Abend platzten im Löwen die Meinungen der Bürger derb aufeinander. Die Vertheidiger der „Nachrichten" verstummten freilich bald, da der eben erschienene Artikel des Dr. Wehrpfanne noch zu wuchtig in Aller Herzen wiederklang. Es war nun im Allgemeinen Jedem klar, daß einzig und allein das Amtsblatt würdig sei, in Glückshausen zu erscheinen und gehalten zu werden. Eine andere Meinung wurde an diesem erregten Abend nicht geduldet und der Schornsteinfegermeister Hildebrand, der sich erkühnte, den Artikel für eine Preßbengelei zu erklären, wurde mit Schimpf an die frische Luft gesetzt. Dagegen wurde Dr. Wehrpfanne bei seinem Erscheinen im Goldenen Löwen mit stürmischen Hochs empfangen, so daß er eine Stunde des höchsten Glückes und der Weihe verlebte und sich gelobte, die Interessen der Allgemeinheit allzeit zu verfechten, von nun an und immerdar. Ihm zu Ehren wurde dann der ganze Artikel vom gerichtlichen Auktionator Dannebrod verlesen, der die beste und lauteste Stimme in Glückshausen hatte. Bei besonderen Kraftstellen gerieth er jedesmal in Ekstase, was die Gemüther der Bürger so hinriß, daß sie mit der Faust auf den Tisch schlugen und den Verfasser hoch leben ließen. Als nun so der Artikel zu Ende gegangen war und der Beifall am Schluß sogar eine beängstigende

Stärke angenommen hatte, ertönte es plötzlich aus einer Ecke: „Weiter lesen!“ Dieser Gedanke wurde lebhaft beklatscht und vom Kaufmann Leetz, der ein guter Sprecher war, warm befürwortet. So las denn der Auktionator die ganze Zeitung durch, bis zum Schluß, wo geschrieben stand: „Letzte Nachricht“ und wo gemeldet wurde, daß „unser allverehrter bisheriger Reichstagsabgeordneter, wie vorauszusehen, wiedergewählt“ sei. Man freute sich sehr über den Witz, den Dr. Wehrpfanne da gemacht hatte. Es war ja klar, daß der alte Warmeshagen gewählt wurde: warum sollte das Amtsblatt sich und den Bürgern nicht die Freude machen, seine Wahl schon vorher zu verkünden, noch ehe sie erfolgt war? Da man nun einmal in der besten Laune war, so erntete Dr. Wehrpfanne auch dafür lebhaften Beifall und ein Hoch; auch den alten Warmeshagen, der aus Gesundheitrücksichten nicht erschienen war, ließ man hochleben, dann den Auktionator Dannebrod, den Kaufmann Leetz und am Ende sogar, und mit der größten Wucht, den Maikäfer. Die Bürger von Glückshausen hätten sich wohl noch lange bis in die späteste Nacht dem Vergnügen und der Begeisterung hingegeben, wenn nicht plötzlich vom Rathhaus her die Kunde in den Goldenen Löwen gedrungen wäre, daß der Sozialist gewählt sei, in Glückshausen und in den Nachbarorten, überall, — seine Wahl sei sicher. Wie ein Donnerschlag wirkte diese Kunde auf die Gemüther. Dr. Wehrpfanne wurde leichenblaß und ließ den Maikäfer, den er überall vorzeigte, los, so daß dieser sich auf Dannebrods dicken Hals setzte. Eine Grabesstille lag über dem ganzen Saal.

Da, plötzlich, ertönte von draußen auf dem Markt, an dem der Goldene Löwe lag, ein Gemurmel und Gestampf wie von einer sich ansammelnden Menschenmenge. Und dann hörte man deutlich die Hochs auf Maschke und die internationale Sozialdemokratie. Da erwachten die Bürger aus ihrer Erstarrung und es ging ein beklemmender Ruf durch den Saal: „Die Arbeiter kommen, die Sozialisten!“ Einige Tapfere riefen nach dem Militär, aber leider erinnerte man sich, daß es vor einigen Stunden zu einer nächtlichen Feldübung ausgezogen war. Darauf gingen die Bürger durch den Hof ab, der seinen Ausgang nicht nach dem Markt, sondern nach dem schiefen Schustergäßchen hatte.

Draußen auf dem Markt waren die Arbeiter in geordneten Reihen aufgezogen. Es war eine große Schaar, vielleicht viel größer, als man im bleichen Schein des Mondes und der paar Laternen erkennen konnte. Der alte Stadtgendarm war mit ihnen gezogen; er war betrunken und dachte, Alles sei in bester Ordnung. Die beiden anderen Polizisten aber waren nirgends zu finden. Die Bürger kamen in große Angst, da zu erwarten war, daß nun die Zerstörung und das Blutvergießen beginnen werde. Die Leute, die am Markt wohnten, holten hinter geschlossenen Läden ihre alten verrosteten Gewehre hervor und hatten Mühe, nicht mit in das Geheul einzustimmen, mit dem sich Weib, Kinder und Dienstmädchen an sie klammerten. Die Arbeiter aber riefen Hoch. Dann gingen sie ruhig auseinander, einzelne in eine Destillation, die anderen weit hinaus in ihre öden Schlafstellen; denn sie waren müde von der schweren Arbeit des Tages.

Kurt Grottewitz.

Selbstanzeigen.

Zur Lehrerbildungfrage. H. Härdle in Jena.

Die Lehrerbildungfrage beschäftigt die ganze deutsche Lehrerwelt. Auf der großen allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Breslau sollte, zu Pfingsten dieses Jahres, die Frage auch erörtert und womöglich zu einem gewissen Abschluß gebracht werden. In meiner Arbeit habe ich eine Uebersicht über die Vorschläge gegeben, die bisher zur Reform der Lehrerbildung gemacht worden sind. Dann habe ich meinen Standpunkt dargelegt. Auf diese Weise können sich die Leser schnell und sicher orientiren. Zwei Gruppen von Reformern lassen sich unterscheiden. Die Radikalen wünschen, den Volksschullehrer so vorgebildet zu sehen wie den Gymnasiallehrer. Die Gemäßigten verlangen theils, daß die Präparandenanstalten und Seminare umgestaltet werden, theils fordern sie, daß der angehende Volksschullehrer seine allgemeine Bildung auf einer Realschule, seine Fachbildung auf der pädagogischen Fachschule erwerbe. Mein Vorschlag geht dahin, daß er nach Absolvirung des Realgymnasiums zwei Jahre auf der Universität studire, um seine allgemeine Bildung zu erweitern und zu vertiefen und um in die theoretische Pädagogik eingeführt zu werden. Danach soll er noch ein Jahr die pädagogische Fachschule besuchen, um mit dem Unterrichtsverfahren praktisch an der damit verbundenen Uebungschule vertraut gemacht zu werden. Meine Schrift bietet eine eingehende Begründung dieses Vorschlages.

Jena. Dr. Bergemann.

Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft, Berlin 1897. Dümmlers Verlag.

Ich will in diesem Buche die Ethik als positive Wissenschaft, d. h. als eine von Religion und Metaphysik unabhängige Wissenschaft, begründen. Mein allgemeiner Standpunkt ist der kritische Positivismus. Die Ethik als Wissenschaft kann zu Voraussetzungen nur andere Einzelwissenschaften haben. Die Fragen, welche die Ethik beantworten will, sind hauptsächlich die nach dem Ursprung und Wesen der Sittlichkeit. Den Ursprung der Sittlichkeit führe ich auf die in der Urzeit stattgefundene Wechselwirkung zwischen dem Subjekt bezw. den beseelten Wesen überhaupt und der unbeseelten Natur und besonders den Elementen zurück. Das Wesen der Sittlichkeit oder das wirkliche Grundprinzip der Ethik ist der Trieb zur Erhaltung des Psychischen in seinen verschiedenen Erscheinungformen durch Abwehr aller schädlichen Eingriffe in seinen Bereich. Besonderes Gewicht legte ich ferner darauf, daß zwischen Kultur und Sittlichkeit scharf unterschieden werde. Die Kultur ist Vorbeugung, die Sittlichkeit Abwehr. Von dem Grundprinzip der Ethik wird dann die Moral oder Lehre von der Sittlichkeit im engeren Sinn und auch die allgemeine Rechts- und Staatslehre abgeleitet. In einem

Schlußwort wird das Verhältniß des wirklichen Grundprinzips der Ethik zur Religion dargelegt. Dr. Wilhelm Stern.

✠

Kiautschou und die ostasiatische Frage. Erlebnisse aus China und der japanischen Gefechtsfront. Berlin 1898. Fussingers Buchhandlung.

Heute, wo halb Europa in chinesisch-japanischen Gewässern kreuzt und wo der Erfolg deutscher Politik ein lebendiges Interesse für Ostasien in allen Schichten der Bevölkerung geweckt hat, muß eine eingehende Beschäftigung mit ostasiatischen Verhältnissen praktische Ziele fördern helfen. Mein kleines Buch versucht, hierzu einen Beitrag zu liefern, der sich im Kapitel Kiautschou mit den Veröffentlichungen über den handelspolitischen Werth unserer Erwerbungen im fernen Osten und mit der Tendenz meiner Vorträge vor den Geographischen Gesellschaften in München, Dresden, Halle, in Kolonial- und anderen Vereinen deckt, sonst aber vollkommen aus dem Rahmen allgemein herrschender Ansichten heraustritt, so daß z. B. mein Urtheil über Japan parteiisch klingen würde, wenn ich meine Behauptungen nicht durch Beweise gedeckt und auch Das, was für Japan spricht, besonders hervorgehoben hätte. In der Kapitelfolge reihen sich Schilderungen aus Nanking und dem ersten Heim der deutschen Instruktion-Offiziere in China, die Beschreibung Formosas und seiner bisher unerforschten Gebirgsregionen, der Feldzug gegen Formosa und Kritiken japanischer Kultur- und Armeeverhältnisse an den Abschnitt über Kiautschou, in dem die Schilderungen des Hinterlandes der chinesischen Lokalchronik vergangener Jahrhunderte entnommen sind.

Robert Schumacher.

✠

Der sterbende Ahasver. Verlag von E. Ebering.

Als ich nach der Vorlesung das vergilbte Manuskript aus der Hand legte, erscholl es wie aus einem Munde: „Das muß auf die Bühne!“ Ich erschrak nicht wenig. „Ja, ja, auf die Bühne muß es!“ Von diesem hartnäckigen Zuruf beinahe betäubt, musterte ich brennenden Auges die Zuhörermenge: Theaterdirektoren waren nicht darunter; nicht einmal deren literarische Thespiskarrenschieber. Doch will ich die Direktoren hier durchaus nicht schlecht machen, denn wäre dieser oder jener Lust-, Schau- und Trauerspielindustrielle da gewesen, er hätte zweifellos mit in den Zuruf eingestimmt: „Das muß auf die Bühne!“ Daß er mir nach dem Sect, aus freiem Antrieb, die fördernden zwei Hände wohlwollend auf die Schultern gelegt und mit ermunterndem Lächeln sofort hinzugefügt hätte: „Junger Acher, sehen Sie, Das ist wirklich Etwas, Das ist endlich mal wieder ein Stück ... hm ... Bombenerfolg, wie geschaffen ... für meinen Kollegen Brahm; schade, daß er nicht da war ...“, — ja, Das weiß ich, bestimmt, und viele meiner nörgelnden Musenbrüder sollten es doch endlich unterlassen, solchen theueren Rath nicht gut zu finden. Aber im Ernst: mein Stück, das viele Anhänger und einen Verleger gefunden hat, ist, wie mir die Direktoren fast einstimmig sagten, ein sogenanntes Judenstück! Angeblich fürchtet man die Presse! Nun, so weit ich die Presse kenne, ist die Befürchtung durchaus unbegründet. Nimmt der Dichter zu allen Lebensfragen Stellung, warum sollte

er eine oder die andere ausnehmen? Auch Tendenzstücken, auch Judenstücken gehört die Bühne, — nur die höchste Staatsgewalt darf vorher einschreiten, wenn sie es für nöthig hält, nur die Kritik darf nachher ihr Urtheil abgeben, anerkennend oder vernichtend, je nachdem der Dichter seine Aufgabe gelöst hat. Man hat die „Weber" und den „Burggrafen" gehört, man sieht Nathan und Shylok Behagen und Mißbehagen erregen, Protestanten und Katholiken haben einst im Berliner Theater Vorverkaufsgebühren bezahlt, um den Papst „blamirt" zu sehen, und moderne Judenstücke, unsere Gegenwart mit ihren Kämpfen und Errungenschaften, die uns doch näher liegt als die schwerflüssigen Jambenchaldäer von anno dazumal: all Das sollte verpönt sein? ... Ja, aber die Tendenz! Gemach, Ihr Herren! Diese vertritt ein altes Lied! Spinoza, Voltaire, Mendelssohn, Heine, Börne, Schopenhauer, Büchner u. A. haben es schon gesungen. Ich habe es auch erlebt und erlitten. Der sterbende Ahasver ist also die Auflösung des Judenthumes, das Aufgehen der Juden in den Völkern, unter denen sie geboren sind und mit denen sie leben und wirken. Seit mehr als zweitausend Jahren sind die Bekenner des Mosaismus schutzlos; die Religion kann ihre Anhänger nicht vertheidigen, wie es das Christenthum, der Islam oder der Buddhismus thut; so lange also die Alliance Israélite nicht ihre Admirale Nordau und Herzl mit dem ersten israelitischen Geschwader, bestehend aus den erstklassigen Schlachtschiffen Abraham, Isaak und Rothschild, nach der Jaffabucht schicken kann, um die Ermordung eines oder mehrerer Vorbeter zu ahnden, ist dem leidenden Judenthum Rußlands und des ganzen Orients, die ich besser kenne als die zionistischen Unstaatssekretäre, nicht zu helfen ... Ich könnte schließen, ohne auf die Geschichte meines Buches zurückzukommen, die ich im Vorwort aufgezeichnet habe; übrigens will ich es auch ... Die Sache ist zu unsauber und paßt vielleicht besser vor ein anderes öffentliches Forum. Adolf Rosée.

Draußen im Leben. Hugo Storm, Berlin.

Menschen, die heimgekehrt sind aus dem Leben da draußen, zu sich zurück. Menschen, die in klaren, zitternden Frühlingsnächten leben, in denen zartgrüne Blätter sich schüchtern vor den letzten Mondesstrahlen neigen, und solche, die in weicher Dämmerung hinträumen von all dem Großen und Erhabenen, das thurmhoch emporragt aus allem Erbärmlichen und Kleinen. Einsame, die endlose Pfade wandern, mit mächtigem Sehnen der Schönheit entgegen, die mit weißen durchsichtigen Flügeln über Allem schwebt.

Prag. Alfred Guth.

Polymeter. Verlag von Johann Sassenbach, Berlin-Paris.

Polymeter nennt man seit Jean Paul eine besondere Gattung der „Gedichte in Prosa", für die es noch keine eigentliche wissenschaftliche Begriffsbestimmung giebt. Westphal in seiner „Allgemeinen Metrik der indogermanischen und semitischen Völker", die modernste Autorität auf diesem Gebiet, meint, der Polymeter sei „eine Prosa, von der man oft nicht weiß, ob man sie nicht Poesie nennen soll". Mir selbst scheint das Wesen des Polymeters zu sein: lyrische Vor-

stellungen, Gefühle und Gedanken von lyrischem Werth, in knappstem Ausdruck, ohne Beihilfe von Reim, Rhythmus und sogenannte „gehobene Sprache" mitzutheilen. Diese Form scheint mir einem sehr modernen ästhetischen Bedürfniß zu entsprechen, das schon Sainte-Beuve einmal sehr schön darstellte — ich finde die Stelle in der Vorrede zur deutschen Uebersetzung von Walt Whitman —: „Ehemals, in der sogenannten klassischen Epoche, wo die Literatur unter anerkannten Gesetzen stand, war am Höchsten der Dichter geschätzt, der das vollkommenste Werk, das schönste Gedicht hervorgebracht hatte, dessen Werke am Leichtesten verständlich, am Ansprechendsten zum Lesen, in allen Hinsichten am Besten eingeführt waren: die Aeneide, das Befreite Jerusalem, eine schöne Tragoedie. Heutzutage brauchen wir etwas Anderes. Wir nennen den größten Dichter Den, der die Einbildungskraft des Lesers am Meisten anregt, ihn selbst zum Nachdenken, zum Dichten auffordert. Nicht Der ist mehr der größte Dichter, der das Trefflichste fertig gebracht hat, sondern Der, der das Rechte anzudeuten weiß, dessen Meinung nicht beim ersten Anblick in ihrem ganzen Umfange zu erfahren ist, der uns viel zu verlangen, zu erläutern, zu forschen und, von unserer Seite aus, zu vervollständigen übrig läßt". Reim, Rhythmus und breiter Ausdruck suggeriren dem Leser vielleicht oft zu viel und lassen ihn nicht genug selbst zum Dichten und Träumen kommen. Wie moderne Maler vor Allem die Probleme von Licht und Luft behandeln, ihre Bilder verschwimmend machen und sie physisch wie psychisch in eine größere Distanz vom Beschauer rücken, so kommt vielleicht auch der Lyriker einem modernen Bedürfniß entgegen, der nur eben die lyrische Vorstellung anklingen läßt, ohne eine kunstreiche Form dafür zu suchen, wie er sie dem Bewußtsein des Lesers fest einfüge. Freilich muß ein solcher Lyriker wissen, daß er nur dann auf einen Eindruck rechnen kann, wenn seine Leser eben von solcher Verfassung sind, daß sie mit schaffen. Die Araber haben ein Sprichwort: „Fremder, sprich nicht zur Palme, denn sie antwortet Dir nicht." Wer den lyrischen Vorstellungen fremd ist, die ein solcher Künstler anklingen läßt, Dem sagen sie nichts und ihm wird diese ganze Art stumm scheinen. Und fremd ist dieser Kunst nicht nur der überhaupt Unpoetische, nicht nur der momentan nicht Gestimmte, sondern auch Jeder, der nicht schon lange diese Dinge in sich hat. Nicht die Palme antwortet dem Araber: seine Sehnsucht und seine Erinnerung antwortet ihm; die eigene Sehnsucht und die eigene Erinnerung des Lesers müssen ihm aus den Zeilen des Dichters entgegenkommen. Wenn die Gedichte auf die äußere Form verzichten, verzichten sie doch nicht auf Form überhaupt. Ich möchte mit einem Ausdruck, der nicht mißverstanden werden dürfte, sagen, daß sie an die Stelle der äußeren eine innere Form setzen: nicht mehr der sprachliche Ausdruck ist das wichtigste künstlerische Mittel, sondern die Vorstellung; das Gewicht, das man sonst auf jenen legte, müßte man hier auf diese legen. Es ist mir gelungen, Gesetze hierfür aufzufinden, die den metrischen Gesetzen analog sind. In einem später erscheinenden wissenschaftlichen Werk werde ich sie darzustellen versuchen.

Dr. Paul Ernst.

Tabak und Zucker.

Auf zwei für uns wichtige Arbeitgebiete mußte der spanisch-amerikanische Krieg eine große Wirkung üben: auf Tabak und Zucker, von deren Marktlage jetzt in den Zeitungen wenig geredet wird, obwohl die Spannung der Interessenten sehr groß ist und kaum von irgend einer anderen Seite die einzelnen Phasen des Kampfes aufmerksamer verfolgt werden. Tabak haben viele deutsche Fabriken von Havana zu beziehen. Das ist seit der Blockade unmöglich; schon vorher hatte der lange Aufstand die Produktion der dortigen Pflanzungen vermindert. Zucker haben unsere Fabriken den Vereinigten Staaten zu liefern, um so mehr, als seit dem kubanischen Aufstand und erst recht seit der Blockade die einstige Hauptlieferantin der Amerikaner beseitigt ist. Die zweitgrößten Zuckermengen kamen früher gewöhnlich von den Philippinen, die jetzt auch blockirt sind. Mehr als je sind also die Amerikaner, unter Führung des edlen Mr. Havemeyer, auf Deutschlands Fabrikation angewiesen. Das ist die Lage dieser beiden Waarenmärkte, über deren Zustand und Aussichten ich mich in Fachkreisen zu unterrichten versucht habe.

Havana und Kuba sind die beiden wichtigsten Gattungen Tabak, die unsere Cigarrenfabriken, natürlich in den verschiedensten Abstufungen und Nuancen, von der großen Antille zu beziehen pflegten. Für den Bezirk Havana allein werden etwa 125 Cigarrenfabriken angegeben. Nach dieser gewiß nicht geringen Zahl der eigenen Werkstätten ist die Ausbreitung der Pflanzungen zu ermessen. Durch den anderthalbjährigen Aufstand sind die Plantagen ungeheuer geschädigt worden; die besten Gegenden blieben nicht verschont und so wurden nicht nur die Vorräthe sehr verringert, sondern es wurde auch ein Wahlzwang zwischen nur ziemlich untergeordneten Sorten nöthig. Den Engländern, die bessere Preise zahlen und mehr „Importirte" rauchen, bietet diese veränderte Lage keine so große Verlegenheit wie uns, die wir den Tabak für unsere Cigarrenfabrikation brauchen, die ja die größte der Welt ist. Solche Höhe konnte unsere Fabrikation erreichen, weil die Deutschland umgebenden Länder Monopole haben, weil der sonst gefährlichste Konkurrent, England, einen riesigen Zoll auf Tabak lasten hat und weil bei uns die Arbeitlöhne niedriger sind. Sie sind, mit der steigenden Handfertigkeit der Arbeiter, zwar seit dreißig Jahren um das Vierfache gestiegen; aber wenn z. B. ein Amerikaner bei uns eine ganz gute Cigarre mit Sumatradeckblatt für 25 Mark per Mille angeboten sieht, so staunt er, da drüben schon der Arbeitlohn ungefähr so viel ausmacht. Wegen der hohen Preise, die dort für Cigarren bezahlt werden, wird deshalb auch der newyorker Händler vom deutschen nicht gern in Amsterdam gesehen; angeblich verdirbt er den Markt in Sumatratabak, d. h. er überbietet die deutschen Fabrikanten. Wie ich höre, wird drüben nicht nur ein höherer Lohn bezahlt, sondern auch der Tabak „gentiler" bearbeitet. So schneidet der Amerikaner vom Sumatradeckblatt nur die äußerste Spitze ab, die er dann aufrollt; das Uebrige benutzt er zur Einlage. Unsere Fabriken dagegen berechnen ihren Nutzen aus der Zahl der Cigarren, die sie aus einem Deckblatt herstellen können. Ein Viertelpfund Sumatra mehr für tausend Cigarren macht schon eine Mark auf den Preis aus.

Nun ist das Ende unserer Vorräthe in Havanatabak vorauszusehen und ohne Ergänzung der Lager könnte für die Fabriken leicht eine Kalamität entstehen. Auch mit den Importcigarren richten sich die Fabrikanten gern nur für

ein Jahr ein, weil sie am Liebsten natürlich von der neuen Ernte beziehen. Die für den Kontinent maßgebenden Bestände in Bremen und Hamburg sind recht verringert und auch in der Auswahl schlecht. Nur feine Brasiltabake, wie z. B. Felix, der meist über Bahia zu uns kommt, könnten einigermaßen Havana ersetzen. Hier sei gleich bemerkt, daß die Tabakproduktion Brasiliens ungemein schnell wächst. Das ist jetzt, da die Zölle für eine neue Fundirunganleihe verpfändet werden sollen, gewiß wichtig. Auch in einem anderen Lande, das uns kapitalistisch sogar noch mehr interessirt, in Mexiko, vermehrt sich die Tabakkultur. Für die deutsche Tabakfabrikation dürften als Einlageblatt die brasilianischen Sorten bald eben so wichtig werden wie Sumatra als „Decke". Manilasorten, die ja jetzt auch durch die Blockade abgesperrt sind, werden bei uns nicht oft genommen. Deutscher Tabak hat, trotz dem ausgedehnten Anbau, für bessere Cigarrensorten keine große Bedeutung.

Dauert die jetzige Produktionstörung auf Kuba noch lange, dann müssen die deutschen Cigarrenfabrikanten mit der Möglichkeit einer völligen Umwälzung rechnen. Die Havanaeinlage würde immer mehr fehlen und die Kundschaft hätte sich an minder feines, allerdings auch billigeres Rauchmaterial zu gewöhnen. Viele Leute, so glauben erfahrene Kenner des Kundengeschmackes, würden dann zunächst ihre Gewohnheit überhaupt aufgeben; auf diesem Gebiet herrscht ja das Vorurtheil so allmächtig, daß mancher „bessere" Käufer die selbe Importirte, etwa von Bock, jahraus, jahrein um 25 Mark per Mille theurer bezahlt, nur, weil er sich einbildet, irgend ein großes Magazin liefere die Cigarren besser als andere renommirte und solide Geschäfte. Die letzten Cigarren wurden von Havana Ende April verschifft; seitdem stockt bekanntlich der Seeverkehr und unsere Händler suchen sich, so gut es geht, in England zu versorgen. Das wird auch nicht mehr lange möglich sein. Meine Frage, ob unsere Fabriken ihren Betrieb einschränken würden, falls ihnen das Havanablatt ganz fehlte, wurde mit Nein beantwortet; man würde, so hieß es, eben zu den brasilianischen Sorten übergehen.

Für den Zuckermarkt liefert Kuba, das früher eine Million Tons produzirte, jetzt nur noch 300 000 Tons, allerdings etwas mehr als im vorigen Jahr. Davon würden aber kaum 250 000 Tons disponibel sein. Durch die Blockade haben sich natürlich die Amerikaner auch ihre eigene Zufuhr abgeschnitten. Die Philippinen kommen auf etwa 270 000 Tons, eine Ziffer, die 1892/93 noch übertroffen wurde. Man kann sich also denken, wie gespannt unsere Zuckerfabrikanten den Augenblick erwarten, wo die Amerikaner, weil ihre sehr großen Vorräthe zu Ende gehen, uns kommen müssen. Das kann, nach den heutigen Uebersichten, kaum noch drei Monate dauern. Schon jetzt sind bei uns aber kleinere Abschlüsse nach Amerika erfolgt, für Rechnung des Trusts und für die dortigen unabhängigen Raffineure, die jetzt erst zu arbeiten beginnen. Diese Abschlüsse erfolgten meist über England, so daß, wie gewöhnlich, das Ziel erst bekannt wurde, als die Weisung nach dem Versendungort erging.

Die Preisschwankungen in deutschem Zucker, der ja der großen Spekulation jetzt entzogen ist, sind natürlich nicht so stark wie etwa in Paris; dort geht es gleich um einen halben oder ganzen Franken, bei uns nur um 5 oder 10 Pfennige. Im April war ein kleiner Aufschwung von 9 auf 9 Mark 10 Pfennige per Centner merkbar; Ende April war der Preis 9,55, Anfang Mai 9,22. Es ist bezeichnend, daß der Sieg bei Manila eine Depression bei uns bewirkte, da selbst die Zuckerfabrikanten aufgeregt oder ununterrichtet genug waren, um einen raschen

Friedensschluß zu erwarten. Seit aber diese „Furcht" wieder der „Hoffnung" auf einen langen Krieg gewichen ist, hat sich der Preis bis zu 9,70 gehoben. Das ist ein Satz, bei dem die norddeutschen Fabriken, die für die Rübe nur 75 Pfennige zahlen, noch verdienen und die süddeutschen schon auf die Kosten kommen.

An uns muß Amerika sich zuerst wenden, weil wir die niedrigste Exportprämie und deshalb drüben auch den niedrigsten Einfuhrzoll haben. Vielleicht aber kann der new-yorker Ring auch auf die Thatsache hinweisen, daß es nicht nur eine deutsche Zuckerproduktion, sondern auch einen Weltmarkt für diesen Artikel giebt; dann käme wohl Oesterreich für Herrn Hawemeyer mit in Betracht. Sicher ist, daß die Zuckervorräthe in der Union am zwanzigsten Mai nur noch 308000 Tons betrugen, gegen 556000 im Vorjahr, und wenn unsere Fabrikanten nicht, wie bei der letzten Campagne, die Geduld verlieren, so werden sie es sein, die diesmal den Preis diktiren. Dazu gehört aber eine Einheit, wie sie die überseeischen Abnehmer besitzen, während wir einstweilen nur eine gewisse einmüthige Tendenz zeigen, mit der Waare zurückhaltender zu sein. Die Exporteure pflegen bekanntlich früh große Posten zu kaufen, um ihrer Verladungen nachher sicher sein zu können; später wird dann der überschüssige Theil wieder abgegeben.

Da am siebenten Juni in Brüssel die Konferenz zur Abschaffung oder Herabsetzung der Prämien stattfindet, so ist die Mittheilung wichtig, daß bei uns nicht geglaubt wird, eine so einschneidende Aenderung könne schon am ersten Oktober dieses Jahres eintreten, — um so weniger, als ein solcher Vorschlag ja erst den einzelnen Regirungen zu überweisen wäre. Auch haben, wie man mir sagt, unsere Fabriken auf die neue Ernte schon 8 bis 10 Millionen Centner abgegeben, natürlich auf der Basis der heutigen Exportvergütung, deren Aufhebung oder Ermäßigung für die nächste Zeit also wahrscheinlich von den Verbündeten Regirungen abgelehnt werden würde. Doch scheinen unsere Fabrikanten für das Jahr 1899 einen solchen Beschluß zu erwarten, der in den Preisen dann escomptirt werden dürfte, aber eine sofortige starke Preissteigerung wohl nicht bewirken würde, weil die Vorräthe doch einmal da sind. Wird durch die Aenderung der Prämienhöhe der Anbau vermindert — was ja auch noch abzuwarten ist —, dann könnte allerdings eine Preiserhöhung eintreten, aber nur unter Aenderung der Kontingentirungziffer. Bessere Preise hängen schließlich vor Allem doch von der jeweiligen Ernte ab.

In jedem Fall bliebe die Frage wichtig, in welchem Umfang die Zuckerplantagen auf den spanischen oder ehemals spanischen Besitzungen wieder bearbeitet werden können. In der Regenzeit ist die Pflanzung schwer und das einmal Zerstörte ist überhaupt nur langsam der Kultur zurückzugewinnen. Unser Konsulat in Havana versorgt die deutschen Produzenten mit Berichten, die Export und Vorräthe aus dreizehn Bezirken umfassen; daß sechs davon mit einem Strich versehen sind, zeigt deutlich den Umfang der angerichteten Verwüstungen. Havana selbst war im März nicht einmal der stärkste Exporteur. Für den deutschen Zucker ist es gut, daß er nicht als Kriegscontrebande gelten kann. Nach Berichten aus New-York prüfen aber die dortigen Interessenten zunächst an kleineren Ladungen die von einer neutralen Verschiffung drohenden Gefahren. Vielleicht wollen die Amerikaner mit ihrer Zurückhaltung die europäischen Fabrikanten auch nur zum Verkauf geneigter machen. Es wird darauf ankommen, wo die klügeren Kaufleute sitzen. Pluto.

Notizbuch.

Zum zweiten Mal ist nun schon im Reichsanzeiger verkündet worden, eine Aenderung des Reichstagswahlrechtes werde von den Verbündeten Regirungen nicht geplant und alle Gerüchte, die sich mit einer diesem Ziel angeblich zustrebenden Absicht beschäftigen, seien im Sitz frei erfindender Phantasie entstanden. Ob wirklich in einem Ministerialhirn der thörichte Glaube lebt, solchen Glissirungen könne irgend eine Wirkung beschieden sein? Wenn wenigstens der Kanzler oder sein Vertreter sich persönlich über die Sache ausgesprochen hätte, dann wäre dem gut gesinnten Bürger jeder weitere Zweifel gesetzlich verboten; Erklärungen, die im „nichtamtlichen" Theil des Reichsanzeigers prangen, werden von Erfahrenen aber höchstens mitleidig belächelt. Uebrigens weiß Jeder, der sich während der letzten Jahre mit deutscher Politik — so weit von einer solchen die Rede sein kann — abgegeben und von den sogenannten Regirenden den Einen oder Anderen in der Nähe gesehen hat, daß der Wunsch, eine Aenderung des Wahlrechtes durchzudrücken oder durchzuschmeicheln, sehr oft ausgesprochen, sehr oft mit Abgeordneten und Publizisten erörtert und in gewissen Kreisen nachgerade sogar zu einer fixen Idee geworden ist. Ein Versuch, diese leicht erweisliche Thatsache jetzt, bevor der Wähler zum Stimmzettel greift, abzuleugnen, würde nicht anders wirken als das krampfhafte Bemühen einzelner Parteien, vor den Wahlen sich schnell noch als Kämpfer für Freiheit und Recht und als arbeiterfreundliche Sozialreformer zu maskiren. Daß heute das Streben nach einer Wahlrechtsänderung nicht mehr so sichtbar und hörbar ist wie früher, ist nicht schwer zu verstehen: die Regirenden haben eben einsehen gelernt, daß auch von einem aus dem geltenden Wahlrecht hervorgegangen Reichstag durch gute Behandlung, durch Frühstücksschäkereien und huldvolle Händedrücke alles Wünschenswerthe zu erreichen ist, und möchten sich, da das Ruhebedürfniß in ihnen sehr stark ist, unnöthige Aufregungen einstweilen sparen. Wenn im nächsten Reichstag eine Mehrheit sitzt, die bereit ist, gegen angemessene Konzessionen — man könnte an die Gewährung von Diäten, an die Beseitigung des Jesuitengesetzes und an ähnliche Dinge denken — das Wahlrecht zu ändern, dann werden die alten Pläne sofort wieder aus dem Dunkel tauchen und gerade die radikalen bürgerlichen Parteien, die jetzt so laut wider das finstere Trachten wettern, werden im Innersten einen Schritt froh begrüßen, der ihnen die wimmelnde Masse der sozialdemokratischen Arbeiterschaft vom Leibe hält. Oder glaubt man im Ernst, daß die Freisinnigen, mögen sie noch so wild gegen die Gefährder der Volksrechte deklamiren, in der Tiefe ihres Gemüthes nicht jeder Maßregel zujauchzen würden, die ihnen in den großen Städten für eine Weile wieder die schmerzlich entbehrte politische Herrschaft sichern könnte? Die Politiker, die über die Möglichkeit eines Eintagserfolges hinausblicken und sich sagen, daß für eine — immer sehr ernsthaft zu überlegende — Wahlrechtsänderung nie eine Zeit ungünstiger sein konnte als die jetzt auf dem Deutschen Reich lastende kritische Epoche, sind bei uns selten geworden.

* * *

In Frankreich haben die Wahlen nicht die von Hoffnung und Furcht erwarteten Ueberraschungen gebracht. Die parlamentarische Lage hat sich, so weit bei der Zerklüftung der Parteien und Cliquen ein Urtheil heute schon möglich ist, kaum verändert und Herr Méline kann, wenn die Monarchisten und Ralliirten ihm treu bleiben, auch ferner über eine zuverlässige Mehrheit verfügen. Den Sozialdemokraten hat

das Wahlergebniß zwar eine höhere Stimmenzahl, aber nicht im erhofften Umfange eine Mehrung der Mandate beschert; und die Dreyfusleute sind, mit dem hehren Joseph Reinach an der Spitze, schmählich geschlagen worden. Das beweist nichts für oder gegen die Schuld Alfreds Dreyfus, aber es zeigt, wie die Wahl Déroulèdes, Drumonts und ihrer Freunde, daß die Stimmung sich im Lande nicht geändert hat und der Syndikatsfeldzug jetzt nicht mehr Beifall als früher findet. Dafür spricht auch die Thatsache, daß Zola alle erreichbaren Mittel anwendet, um seinen Prozeß, der angeblich doch das ersehnte Licht bringen soll, möglichst lange hinauszuschieben. Jaurès fühlte sich als intellectuel, nicht als Proletarier, der er doch sein will, da er so übereifrig für Zola eintrat, statt, wie die Taktik gebot, nach beiden Seiten, gegen Klerikale und Plutokratie, harte Streiche zu führen, und er hätte nach seiner Niederlage in Carmaux kaum Aussicht gehabt, in einem pariser Wahlkreise ein Mandat zu erstreiten. In der Kammer werden ihn auch seine Gegner vermissen, denn er war der stärkste Parlamentsfechter Frankreichs; und wenn der Dreyfuslärm völlig verhallt ist, wird sich seine Gesundheit nebst der seiner Familie vielleicht bald so gebessert haben, daß er die ungeheure Arbeit der Erziehung zum Sozialismus Anderen überlassen und, als froh begrüßter Heldentenor, wieder in das Rednerparadies einziehen kann. Einstweilen erinnert sein Verzicht auf den Kampf um ein Mandat und die tönende Proklamation, die seinen Rückzug anzeigte, ein Bischen an den Anekdotengascogner, der, als er rauh aus dem Fenster geworfen worden war, triumphirend ausrief: „Famos! Gerade wollte ich die Treppe hinuntergehen!" Außer ihm ist auch Jules Guesde, der Hohe Priester des französischen Marxismus, auf der Wahlstatt geblieben, trotzdem er dreihundert Frauen zusammengetrommelt hatte, die ihre Männer für den rothen Kandidaten mobil machen und stimmen sollten... Die gallische Lachlust ist während des Wahlfeldzuges übrigens auf ihre Kosten gekommen. Aristide Bruant, der begabteste Chansonnier von Paris, hat in einem ausgezeichneten Couplet seine eigene Kandidatur aufgestellt. Ein anderer pariser Kandidat hatte sich feierlich verpflichtet, stets in einem aus den französischen Nationalfarben zusammengesetzten Gewand in der Kammer zu erscheinen. Ein dritter forderte die Abschaffung der Huissiers, ein vierter, um die Entvölkerung Frankreichs zu hindern, die schleunige Beseitigung der Monogamie und ein fünfter, der Genosse Wéran, beschwor die Wähler höchst pathetisch, nicht für ihn zu stimmen, weil er für den Wahlstrike sei. Leider sieht es nicht danach aus, als ob uns die Wahlzeit ähnliche Erheiterungen bringen sollte; selbst die politischen Komiker wollen im Lande der Philosophie und der echten Biere ernst genommen sein.

* * *

Die für die Beurtheilung der Kriegsursache wichtige Frage, ob das amerikanische Schlachtschiff „Maine" von den Spaniern in die Luft gesprengt worden ist, wurde bisher noch nicht unzweideutig beantwortet. Jetzt hat Herr Stead, der Herausgeber der Review of Reviews, in seiner Zeitschrift einen von dem Generalkonsul Lee beglaubigten Brief veröffentlicht, den General Weyler, der frühere Militärdiktator auf Kuba, vor dem Maine-Unfall an einen in Havana lebenden Freund gerichtet hat und dessen wichtigste Stelle lautet: „Ich höre eben, daß die Amerikaner die Frechheit haben, eins ihrer Kriegsschiffe nach Havana zu schicken. So lange ich auf Kuba kommandirte, hätten sie Das nicht gewagt, weil sie wußten, welche Strafe sie erwartete. Ich hatte den Hafen von Havana für eine solche Möglichkeit vorbereitet und das Werk eilig vollendet, das Martinez Campos so schmählich vernachlässigt hatte. Wird uns jetzt wirklich diese

Schmach angethan, dann, so hoffe ich, wird sich die Hand eines Spaniers finden, um sie nach Gebühr zu rächen." Nach der Explosion des amerikanischen Schiffes bat Weyler in einem Telegramm seinen Freund, diesen Brief zu vernichten. Man darf danach wohl annehmen, daß die edlen Spanier, die nach genauen Berechnungen während der letzten Jahre auf Kuba mindestens 250000 Menschen geschlachtet haben, auch an der Schiffskatastrophe nicht so unbetheiligt waren, wie sie versichern.

* * *

In der Kolonie Adlershof bei Köpenick hatten 122 Einwohner am Abend des achtzehnten März ihre Fenster beleuchtet, um das Jubiläum der Revolution zu feiern, deren Ergebnisse von dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten feierlich anerkannt worden und zum größten Theil in das preußische Verfassungleben übergegangen sind. Der Amtsvorsteher des Ortes fühlte sich durch diese Illumination „beunruhigt und belästigt", er vermochte noch andere Adlershöflinge zu finden, die seine Gefühle theilten, und die 122 Demonstranten erhielten alsbald deshalb ein Strafmandat, das sie zur Zahlung von je fünfzehn Mark zwingen sollte. Gegen diesen Strafbefehl hatten sie richterliche Entscheidung beantragt. Das köpenicker Schöffengericht fand sie des Groben Unfuges schuldig und verurtheilte sie, wegen Uebertretung des § 360 Nr. 11, zu je fünfzehn Mark Geldstrafe oder drei Tagen Haft. Man muß solche Urtheile dem Eintagsleben in den Zeitungen entreißen, damit spätere Geschlechter erfahren, was im Deutschen Reich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts möglich war.

* * *

Weil wir gerade vom Groben Unfug reden: der münchener Oberlandesgerichtsrath Rupprecht, der, unter Assistenz eines Spänglermeisters und eines Vergoldermeisters, als Schöffengerichtspräsident den Herausgeber der „Zukunft" wegen Groben Unfuges — er sollte in dem Artikel „König Otto" begangen sein — zu vierzehn Tagen Haft verurtheilt hat, ist, bevor die Sache noch an die zweite Instanz gekommen ist, als Vortragender Rath in das bayerische Justizministerium berufen worden.

* * *

Für das Regirungjubiläum des Deutschen Kaisers, das der fünfzehnte Juni uns bringt, werden von eifrigen Patrioten allerlei merkwürdige Vorbereitungen getroffen. So versendet ein „Verein der Soldatenfreunde" das folgende Rundschreiben:

Kaiser Wilhelm-Dank,
Verein der Soldatenfreunde.

Erster Vorsitzender des Verwaltungrathes:
von Werder,
General der Infanterie und Generaladjutant
Sr. Majestät des Kaisers.

Wirke im Andenken an Kaiser
Wilhelm den Großen.
Wilhelm II.

Berlin, den 15. Mai 1898.

An
die deutschen Herren Verlagsbuchhändler.

Vaterlandsfreunde! Am fünfzehnten Juni d. J. sind zehn Jahre verflossen, seitdem Seine Majestät der Kaiser zur Nachfolge in der deutschen Kaiserwürde und an der Krone Preußens berufen wurde, und allen Deutschen ist es wohl Herzensbedürfniß, dem hohen Herrn an diesem Tage zu danken, — zu danken für sein rastloses Mühen, dem Reiche den Frieden und der vaterländischen Arbeit die alten Absatzgebiete zu erhalten und neue zu erschließen. Unzweifelhaft würde es unserem kaiserlichen Herrn eine große Freude bereiten, wenn es

gelänge, die Kriegervereine der Ost-, Nord- und Westmarken — diese berufenen Kämpfer für den deutschen Gedanken in gefährdeten Bezirken — mit Vereins-Büchereien auszustatten und dadurch ihnen die Erfüllung ihrer Aufgaben zu erleichtern. Solche Büchereien zu begründen, ist unser Verein satzungmäßig berufen, doch fehlen ihm die Mittel, um diese Aufgabe schon jetzt in größerem Umfange erfüllen zu können. An die Herren deutschen Verlagsbuchhändler gestatten wir uns daher die Bitte zu richten:

Senden Sie uns Bücher — jede Gabe ist willkommen —, damit wir zur Erinnerung an das zehnjährige Regirungjubiläum unseres allgeliebten Kaisers recht vielen Kriegervereinen der genannte Bezirke eine

Kaiser-Bücherei

stiften können.

Wir bitten um freundliche recht baldige Uebersendung der Listen der gestifteten Bücher, weil wir beabsichtigen, das Verzeichniß der Stifter in geeigneter Form zu veröffentlichen. Allen freundlichen Stiftern entbieten wir schon im Voraus unseren aufrichtigsten Dank, gleichzeitig im Namen der betreffenden Vereine.

Der Verwaltungrath:
v. Werder,
General der Infanterie und Generaladjutant
Seiner Majestät des Kaisers.
Erster Vorsitzender.

Auf diesem Wege pflegten bisher nur Pressevereine, wenn sie Feste feiern und Lotterien veranstalten wollten, von den Verlegern Bücher zu erbitten.

* * *

Vor ein paar Tagen erfuhren die Verehrer Friedrichs Nietzsche, in Berlin sei ein schnöder, witzloser Bierulk veröffentlicht worden, der seine Spitzchen gegen den unheilbar geisteskranken philosophischen Lyriker kehre. Einzelne muthige Männer lasen das Zeug, vomirten schnell ein Bischen, kamen dann mit den Geberden äußersten Entsetzens zurück und erklärten, eine ähnliche rohe Albernheit bisher in der deutschen Publizistik noch nicht entdeckt zu haben. Herr Dr. Bruno Schoenlank, der als Sozialdemokrat wohl nicht im Verdacht steht, Nietzsche allzu überschwänglich zu bewundern, hat in seiner Leipziger Volkszeitung über diesen Unfug gesagt: „Der Herausgeber der Monatsschrift, in der das seltsame Machwerk an der Spitze des Heftes das Licht der Welt erblickt hat, geleitet es mit den Worten: ‚Wir freuen uns, in Obigem einen Fund zu veröffentlichen, der der Nietzscheforschung neue Wege zu weisen geeignet ist. Wir rechnen uns nicht zur Nietzschegemeinde. Wohl aber leitet uns ein literarisches Interesse.‘ Wo findet sich der Artikel? In dem Juniheft, nicht dem Aprilheft einer Zeitschrift, die ernst genommen werden will, die sehr vernehmlich den Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit erhebt und jüngst erst über den ‚unwissenschaftlichen‘ Karl Lamprecht ein hochnothpeinliches Ketzergericht abgehalten hat, im Juniheft der Preußischen Jahrbücher, herausgegeben vom Professor Hans Delbrück . . Gefiel sich der würdige Prinzenerzieher in einem verspäteten Aprilscherz und beliebte es dem Ordentlichen Professor der Geschichte an der ersten deutschen Hochschule, auch nach dem Fasching karnevalistisch zu redigiren? Und ist gerade Friedrich Nietzsche, der geniale Dichter und Denker, der

einem auch vom schroffsten Wiedersacher respektirten tragischen Siechthum verfallene Dulder, die passende Zielscheibe für die abgestandenen Fastnachtspäße irgend eines Hans Tapps?" Gewiß nicht; aber schon der englische Richter Coleridge hat ja gesagt, daß jedes Publikum die Zeitungen und Zeitschriften hat, die es verdient.

* * *

Ueber die Große Berliner Kunstausstellung soll hier nächstens gesprochen werden. Viel Gutes wird darüber leider nicht zu sagen sein; der Eindruck, den der Besucher gleich im ersten Saal von einem über jeden Begriff erbärmlichen Patriotenbilde des Herrn Anton von Werner empfängt — einem Bilde, das alle Vorwürfe gegen die allzu strenge Gerichtsbarkeit der Ausstellungjury siegreich zu Boden schlägt —, wird nur in einzelnen Gemächern beträchtlich verbessert. Das Ganze wirkt, um es mit einem bösen Wort zu bezeichnen: berlinisch. Gar nicht berlinisch ist dagegen, obwohl die Veranstalterin, die „Kunstgeschichtliche Gesellschaft", ihren Sitz in Berlin hat, die Renaissance-Ausstellung, an der man sich jetzt im Akademiegebäude freuen darf. Das Arrangement haben die Herren Geheimrath Dr. Bode und Professor von Tschudi, die Direktoren der Gemäldegalerie und der Nationalgalerie, geleitet; sie wurden von jüngeren Kräften unterstützt, die mit dem königlichen Museum in Verbindung stehen. Der Zweck der Ausstellung ist, dem Publikum die aus den Epochen des Mittelalters und der Renaissance stammenden Kunstschätze vorzuführen, die in Berlin im Privatbesitz sind. Die Ausstellung, der die Veranstalter namentlich auch einen dekorativen Werth sichern wollten, ist nicht, wie es in Museen üblich ist, nach historischen Erwägungen geordnet, sondern die Kunstwerke sind, mit Rücksicht auf die Gesammtwirkung, zu einander in möglichst intime Beziehung gesetzt. Der Kaiser hat den berühmten Pokal von Wenzel Jamnitzer, kostbare Gobelins, Gemälde und Bronzen aus dem Schloßinventar zur Verfügung gestellt. Zum ersten Male ist auch der oft als ein Meisterwerk gepriesene romanische Kelch aus der berliner Nikolaikirche an profanem Ort zu sehen; ferner kann man bewundern: die Kunstschätze der Sammlung Hainauer, die an kostbaren italienischen Skulpturen und Zeichnungen reiche Sammlung A. von Beckerath, die Bronzen aus der Sammlung des Grafen F. von Pourtalès, altdeutsche und altniederländische Kunstwerke aus dem Besitz des Professors Richard von Kaufmann und künstlerisch werthvolle Gegenstände aus den Sammlungen der Herren von Dirksen, Karl Hollitscher, Georg Reichenheim, Arthur Schnitzler, James Simon und Valentin Weisbach. Damit ist die Liste der ausgestellten Gegenstände natürlich längst noch nicht erschöpft. Kein Kenner und kein nach Erkenntniß langender Laie sollte den Besuch dieser Ausstellung versäumen, die in der märkischen Wüste unseres gewöhnlichen Kunstbetriebes wie ein feines Wunder wirkt.

* * *

Was ist ein „feldmäßiges Menu"? Im Lokalanzeiger vom fünfundzwanzigsten Mai war dieser ungemein interessanten Frage die Antwort zu finden. Als der Kaiser neulich das Truppenlager in Döberitz besucht hatte, frühstückte er im Kasino mit den Offizieren der zum Manöver berufenen Brigade. Die Tafel war reichlich mit Blumen geschmückt und vor dem Sitz des Kaisers lag ein prachtvolles Blumenkissen mit einem aus kostbaren und seltenen Rosen gebildeten Kranz. Zu essen gab es: Kraftbrühe mit Mark, geschmortes Lammfleisch mit Kohl, Schmorbraten, Eiertunke mit allerlei Gemüsen, eingemachten Früchten und verschiedenen Salaten, Fürst Pückler-Eis, Butter, Käse und Kaffee; dazu war eine Riesenbowle angesetzt. Dieses Menu, so lasen die berliner Kleinbürger im Lokalanzeiger, war „einfach und feldmäßig".

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.